

## Übersicht zu den Rezensionen

- Christi Ehr vnd gemeinen Nutzen Willig zu fodern vnd zu schützen. Beiträge zur Kirchen-, Kunst und Landesgeschichte Pommerns und des Ostseeraums. Festschrift für Norbert Buske, hgg. v. Michael *Lissok* und Haik Thomas *Porada*, Schwerin 2014 [Bengt Büttner] ..... 187
- ene vruntlike tohopesate. Beiträge zur Geschichte Pommerns, des Ostseeraums und der Hanse. Festschrift für Horst Wernicke zum 65. Geburtstag, hgg. v. Sonja *Birli*, Nils *Jörn*, Christian *Peplow*, Haik Thomas *Porada* und Dirk *Schleinert*, Hamburg 2016 [Anett Müller] ..... 189
- Sigrid *Hirbodian*, Christian *Jörg*, Sabine *Klapp* (Hgg.), Methoden und Wege der Landesgeschichte, Ostfildern 2015 [Dirk Schleinert] ..... 190
- Mike *Hartmann* (Hg.), Grenzregion zwischen Pommern und Mecklenburg. Vorträge 2013–2014, Schwerin 2016 [Dirk Schleinert] ..... 192
- Der Kreis Greifenhagen in heimatlichen Schrifttum. Eine Literaturübersicht, zusammengestellt v. Franz *Waldmann* und Herbert *Kämper*, 3. akt. Aufl., Senden 2017 [Dirk Schleinert] ..... 192
- Thomas *Förster*, Schiffswracks. Auf Spurensuche vor Rügen und Hiddensee, Rostock 2016 [Christian Peplow] ..... 193
- Klaus-Dieter *Kreplin*, Mahlen und Sägen – Mahlmühlen, Müller und Sägemühlen im ehemaligen Kreis Bütow in Pommern. Eine Dokumentation, Herdecke 2015 [Haik Thomas Porada] ..... 196
- Klaus-Dieter *Kreplin*, Jedzenie picie spanie. Karczmy i gospody w dawnym powiecie bytowskim do 1945 roku, Pruszcz Gdański/Bytów/Herdecke 2016 [Haik Thomas Porada] ..... 196
- Klaus-Dieter *Kreplin*, Hegen und Jagen – Forsten, Förster und Jäger im ehemaligen Kreis Bütow in Pommern. Eine Dokumentation, Herdecke 2017 [Haik Thomas Porada] ..... 196
- Jochen *Bepler* und Ulrike *Volkhardt* (Hgg.), Bibliotheken bauen. Die Barther Kirchenbibliothek im Kontext. 1. Barther Bibliotheksgespräch und Wiedereröffnung am 19./20. April 2013. Separatum aus: Jahrbuch kirchliches Buch- und Bibliothekswesen NF 2, 2014 [Britta-Juliane Kruse] ..... 197
- Christian *Heitzmann* und Falk *Eisermann* (Hgg.), Einblicke. Bücher aus der Barther Kirchenbibliothek im Fokus. 2. Barther Bibliotheksgespräch am 1. Mai 2015, Rostock 2016 [Britta-Juliane Kruse] ..... 197

Jürgen <i>Petersohn</i> , Die Kamminer Bischöfe des Mittelalters. Amtsbiographien und Bistumsstrukturen vom 12. bis 16. Jahrhundert, Schwerin 2015 [Bengt Büttner].....	200
Wassermühlen und Wassernutzung im mittelalterlichen Ostmitteleuropa, hgg. von Martina <i>Maříková</i> und Christian <i>Zschieschang</i> , Stuttgart 2015 [Haik Thomas Porada] .....	201
Jens E. <i>Olesen</i> , Erich von Pommern und Christopher von Bayern – Studien zur Kalmarer Union Greifswald 2016 [Dirk Schleinert].....	202
Lisaweta von <i>Zitzewitz</i> , Pomorze Wschodnie za czasów panowania Gryfiów – Ostpommern zur Zeit der Greifenherrschaft ( <i>Zeszyty Kulickie – Külzer Hefte</i> 12) [Haik Thomas Porada].....	203
Sonja <i>Birli</i> (Bearb.), Horst <i>Wernicke</i> (Hg.), Das Hafенbuch von Treptow an der Rega 1536–1569, Köln-Weimar-Wien 2017 [Nils Jörn].....	204
Jörg <i>Zapnik</i> (Bearb.), Repertorium der Policeyordnungen der pommerschen Städte bis zur Reichsgründung 1871, Köln-Weimar-Wien 2016 [Dirk Schleinert] .....	206
Beate <i>Bugenhagen</i> , Die Musikgeschichte Stralsunds im 16. und 17. Jahrhundert, Köln-Weimar-Wien 2015 [Walter Baumgartner].....	207
Andrea <i>Vofß</i> , Reisen erzählen. Erzählrhetorik, Intertextualität und Gebrauchsfunktionen des adligen Bildungsreiseberichts in der Frühen Neuzeit, Heidelberg 2016 [Monika Schneikart].....	209
Hania <i>Siebenpfeiffer</i> (Hg.), Überschreibungen/Überschreitungen. Zum literarischen Werk von Sibylla Schwarz (1621–1631) ( <i>Daphnis</i> , Bd. 44), Leiden, Boston 2016 [Walter Baumgartner].....	212
Walter <i>Baumgartner</i> (Hg.) Keusche Liebes-Brunst. Barocke Hochzeitsgedichte in Pommern 1599 bis 1790. Eine Anthologie, Greifswald 2016 [Cornelia Niekus Moore] .....	216
Felix <i>Schönrock</i> , Greifswalder Bürgerhäuser in der Schwedenzeit. Wandel und Kontinuität, Schwerin 2015 [Nils Jörn] .....	217
Christfried <i>Böttrich</i> , Thomas K. <i>Kuhn</i> , Daniel Stein <i>Kokin</i> (Hgg.), Die Greifswalder Lehrsynagoge Johann Friedrich Mayers. Ein Beispiel christlicher Rezeption des Judentums im 18. Jahrhundert Leipzig 2016 [Christoph Ehricht] .....	219
Jürgen <i>von Gerlach</i> , von Gerlach. Lebensbilder einer Familie in sechs Jahrhunderten, Insingern 2015 [Ludwig Biewer] .....	221
Hans Herbert <i>Krause</i> , Stettin auf Weißem Gold. Veduten auf Porzellan des 18. und 19. Jahrhunderts (Stettiner Heft Nr. 20), Lübeck 2017 [Hermann Manzke].....	224

- Linda *Olofsson*, Reise durch Schweden im Jahre 1804 von Ernst Moritz Arndt. Eine Reisebeschreibung in ihrem kulturgeschichtlichen Kontext. Frankfurt am Main–Weimar–London–New York 2015 [Frank Pöllnitz] .....226
- Heinrich Friedrich. Reise durch Deutschland 1835, hg. v. Hermann *Zschoche*. Hsum 2016 [Nils Jörn] .....228
- Geschichtswissenschaft in Greifswald. Festschrift zum 150jährigen Bestehen des Historischen Instituts der Universität Greifswald, hgg. v. Niels *Hegewisch*, Karl-Heinz *Spieß* und Thomas *Stamm-Kuhlmann*, Stuttgart 2015 [Ludwig Biewer] .....229
- Michael *Czolkoß*, Studien zur Geschichte der Geschichtswissenschaft. Die Universität Greifswald in der preußischen Hochschullandschaft (1830–1865), Marburg an der Lahn 2015 [Ludwig Biewer] .....229
- Familie Wisniewski aus Stolp. Biographische Skizzen. Rodzina Wisniewski ze Słupska. Szkice biograficzne, hg. v. Lisaweta *von Zitzewitz*, (Külzer Hefte. Zeszyty Kulickie, Nr. 10) [Ludwig Biewer] .....233
- Manfed *Wilde*, Hans *Seehase* (Hgg.), Unter neuer Herrschaft. Konsequenzen des Wiener Kongresses 1815, Leipzig 2016 [Dirk Schleinert] .....236
- Gerd-Helge *Vogel*/Gerd *Albrecht* (Hgg.), Vom Pommerschen Krummstiel nach Sanssouci. Ferdinand Jühlke (1815–1893). Ein Leben für den Garten(bau), Kiel 2016 [Michael Lissok] .....236
- Manfred *Höft*, Der Vulcan in Stettin und Hamburg. Schiffswerft – Lokomotivfabrik – Maschinenfabrik 1851–1929. Band II: 1905–1929 Der Handelsschiff- und Maschinenbau, Bremen 2015 [Haik Thomas Porada] .....239
- Kurt *Bergunde*, Bugenhagenschule – Staatliche Aufbauschule zu Pölitz 1922–1946, Lilienthal 2017 [Haik Thomas Porada] .....240



## REZENSIONEN

Christi Ehr vnd gemeinen Nutzen Willig zu fodern vnd zu schutzen. Beiträge zur Kirchen-, Kunst und Landesgeschichte Pommerns und des Ostseeraums. Festschrift für Norbert Buske, hgg. v. Michael *Lissok* und Haik Thomas *Porada*, Bd. I – III (Beiträge zur Kirchen-, Kunst- und Landesgeschichte Pommerns, Bd. 18). Schwerin – Thomas Helms Verlag 2014. – 1054 S. mit zahlreichen Abb. ISBN 978-3-940207-82-1

Im Januar 2011 fand in Greifswald ein Festkolloquium zum 75. Geburtstag des Pfarrers, Gelehrten und Politikers Norbert Buske unter dem Titel »Beiträge zur Kirchen-, Kunst und Landesgeschichte Pommerns und des Ostseeraums« statt. Er spiegelt nicht nur die Interessenschwerpunkte des Jubilars als Kirchen- und Kunsthistoriker wider, sondern wurde auch für den Untertitel verwendet, als die Festvorträge, vielfach angereichert um weitere wissenschaftliche Beiträge und Grußadressen, im Jahre 2014 in einer dreibändigen Festschrift im Druck erschienen. Darin sind nicht weniger als 44 thematische Beiträge versammelt und vier Themenkreisen zugeordnet worden.

In den Beiträgen zum größten Themenkreis »Archäologie, Denkmalpflege, Architektur und Kunstgeschichte« geht es fast überall um kirchliche Kunst vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Die meisten Beiträge befassen sich mit kirchlichen Ausstattungsstücken, -ensembles oder -sammlungen in ganz Pommern, wie mit dem Fund einiger Taufsteinfragmente in Melenthin auf Usedom und ihrer Einordnung in die Typologie der gotländischen Taufsteinproduktion im Mittelalter (Arthur *Behn*), mit dem Bildprogramm eines verlorenen Barockaltars in der Demminer Bartholomäikirche und seiner theologischen Auslegung (Thomas *Buske*), mit den Entwürfen zur Gestaltung des Altarraums in der Greifswalder Marienkirche, an denen sich zwischen 1822 und 1835 die erste Riege der romantischen Malerei und Architektur in Preußen beteiligte (Michael *Lissok*), oder mit

telpommerschen Museums in Stolp (Ślupsk) (Anna Olga *Brochocka*). Zwei Beiträge berichten von der Restaurierung kirchlicher Kunstobjekte, nämlich der Sarkophage in der Herzoggruft der St. Petrikirche in Wolgast (Wolfgang *Hofmann*) und der Epitaphien von Mitgliedern der Familie von Dewitz in der Pfarrkirche von Daber (Dobra) (Bodo von *Dewitz*). Sakrale Werke einzelner Künstler stehen im Zentrum der Beiträge über den Stettiner Maler August Ludwig Most (Ewa *Gwiazdowska*), über die Ausmalung der Barther Marienkirche durch den Maler Carl Gottfried Pfannschmidt (Dieter *Pötschke*) und über den in Pommern gebürtigen Maler und Bildhauer Heinrich Eugen von Zitzewitz (Lisaweta von *Zitzewitz*). Die kirchliche Bauforschung und Architekturgeschichte ist vertreten mit Beobachtungen zur Verwendung von Feldstein und Backstein an mittelalterlichen Kirchenbauten in Pommern und Brandenburg (Marek *Ober*), mit der Geschichte der denkmalpflegerischen Maßnahmen an einem der bedeutendsten pommerschen Kirchengebäude, der Marienkirche in Stargard (Barbara *Ochendowska-Grzelak*), sowie mit einem Überblick über die Kirchenrestaurierungen des Architekten Friedrich August Stüler in Hinterpommern (Jana *Olschweski*). Eine kirchenarchäologische Studie untersucht die Fundamente auf dem Klosterberg in Altentreptow und zieht daraus Rückschlüsse auf die Verlegungsgeschichte des Klosters bis nach Verchen (Felix *Biermann*). Abseits der kirchlichen Thematik stehen drei Beiträge zur Bau-, Nutzungs- und Restaurierungsgeschichte von Schloss Griebenow (Detlef *Schnell*) sowie zu frühneuzeitlichen Städteansichten, selbst wenn sich einer davon mit den Kirchendarstellungen auf den Veduten des 16. und 17. Jahrhunderts befasst (Gottfried *Loeck*). Der andere identifiziert den isometrischen Stadtplan von Stralsund 1647 als ein Werk des Stralsunder Goldschmieds und Feldmessers Johannes Staude (Gunnar *Möller*). Thematisch außerhalb Pommerns angesiedelt ist nur ein umfangreicher Beitrag zur Herleitung der sakralen Kulturlandschaft Lettlands

aus Elementen der vorchristlichen und christlichen Traditionen des Landes (Ojars *Spārītis*). Auch die Beiträge der zweiten Themengruppe zur Kirchen- und Landesgeschichte behandeln vornehmlich Themen der pommerschen Geschichte, selbst wenn sie dabei bisweilen über benachbarte Regionen bis nach Lothringen oder Siebenbürgen ausgreifen. Meistens geht es dabei um kirchliche oder weltliche Rechts- und Verwaltungsgeschichte. Die Themen reichen von der mittelalterlichen Statutengesetzgebung zur pfarrkirchlichen Vermögensverwaltung in Norddeutschland (Peter *Wiegand*) bis zum Widerstand des vorpommerschen Klerus gegen seine Inanspruchnahme durch die schwedisch-pommersche Finanzverwaltung (Nils *Jörn*), von der Abwicklung der Patrimonialgerichtsbarkeit in Preußen während des 19. Jahrhunderts (Pawel *Gut*) bis zur Entwicklung der preußischen Provinzialverwaltung und zu den Ansätzen zur Wiederbelebung dieser Tradition durch die Gründung eines vorpommerschen Landschaftsverbands nach der Wende (Helmut *Klaus*). Zwei Beiträge sind einzelnen kirchlichen Institutionen in Pommern gewidmet: Einer liefert einen Überblick über die Geschichte des Klosters Marienfließ (Marianowo) von der Gründung bis zu seiner Aufhebung als Damenstift 1945 (Wulf-Dietrich von *Borcke*). Der andere stellt die bekannte Aufteilung des Camminer Domkapitels unter Schweden und Brandenburg nach dem Westfälischen Frieden 1648 seiner bislang unbekannteren Wiedervereinigung unter brandenburgischer Hoheit 1698 gegenüber (Werner *Buchholz*). In den Bereich der pommerschen Alltags- und Kulturgeschichte gehören zwei Beiträge über einen Kirchstuhlstreit in Görmin in der Zeit um 1600 (Dirk *Schleinert*) sowie über einen Werwolfprozess in Saal vor dem Hintergrund der dänischen Verwaltung Vorpommerns nach 1715 (Joachim *Krüger*). Abgerundet wird die Themengruppe durch zwei ausladende und reich illustrierte Skizzen zur Entwicklung des pommerschen Wappens unter Herzog Bogislaw X. (Ralf-Gunnar *Werlich*) und zur wechselvollen Biographie des letzten Bischofs von Cammin und nachmaligen brandenburgischen Statthalters in Hinterpommern, des Herzogs Ernst Bogislaw von Croy (Haik Thomas *Porada*). Eine Sonderstellung ohne Verbindung nach Pommern nehmen die Tagebuchauszüge des Bischofs von Sie-

benbürgen zum deutsch-ungarischen Nationalitätenstreit am Ende des 19. Jahrhunderts ein (Helmut *Baier*).

Überwiegend Themen außerhalb Pommerns behandelt dagegen die kleine Gruppe mit Beiträgen zur Reformationsgeschichte. Hier reicht das Spektrum von der Reformation auf Island (Jens E. *Olesen*) über die dänische Außenpolitik der Reformationszeit und über den Einfluß, den der pommersche Reformator Johannes Bugenhagen darauf ausübte (Martin *Schwarz Lausten*), bis zum ungewöhnlich politischen Bildungsprogramm einer frühneuzeitlichen Kirchenkanzle auf Gotland (Bengt *Stolt*) und zu Überlegungen über die Bild-Wort-Beziehung im Luthertum am Beispiel zweier Pfarrkirchen in Estland (Krista *Kodres*). Eingestreut sind zwei Beiträge zur pommerschen Reformationsgeschichte: Ein biografischer stellt den Stettiner Reformator Petrus Artopoeus und dessen Verwicklung in den Osiandrischen Streit vor (Eckhard *Wendt*), und ein buchkundlicher betrachtet die Barther Bibel, ihre Herstellung, Ausstattung, Verbreitung und ihren ursprünglichen Verwendungszweck (Jürgen *Geiß*).

Die Beiträge im letzten Themenkreis zur »Kirchlichen Zeitgeschichte in persönlichen Erinnerungen« geben individuelle Erlebnisse, Erfahrungen und Einschätzungen wieder. Sie stammen von Freunden und Weggefährten, Kollegen und Ansprechpartnern des Jubilars aus Pfarramt und Kirchenleitung (Christoph *Ehricht*, Hans-Martin *Harder*), aus der pommerschen Vertriebenen- und Verbliebenenseelsorge (Rita *Scheller*), aus der kirchlichen Kulturarbeit und ihren Nachbargebieten wie der Denkmalpflege (Hans-R. *Dräger*, Angus *Fowler*), der niederdeutschen Sprachpflege (Karl-Heinz *Sadewasser*), der Familienforschung (Stefan *Siennell*) oder der Rechtsgeschichte (Heiner *Lück*), aus der ehemaligen staatlichen Kulturverwaltung (Heinz *Gundlach*) oder auf einem wiederbelebten Gutshof (Burghard Rübcke von *Veltheim*). Auch ohne streng wissenschaftlichen Charakter tragen sie viel zum Verständnis der historischen Bedingungen v. a. Vorpommerns bei, unter denen der Gefeierte in zwei deutschen Staaten gewirkt hat.

Die 44 Beiträge werden ergänzt um eine Einleitung der beiden Herausgeber, die den Jubilar, seinen Werdegang und seine Verdienste in Pfarramt, Wissenschaft, Kirchenleitung und

Politik würdigt, den Aufbau der Festschrift erläutert und ihren Themenrahmen absteckt. Angesichts der Fülle von gebotenen Themen ist es nur zu begrüßen, dass ein Register (Sabine Bock) die große Zahl von Personen- und Ortsnamen erschließt und gleichzeitig die Funktion einer Ortsnamenkonkordanz über die verschiedenen Sprachen des Ostseeraums hinweg erfüllt. Das beigegebene Verzeichnis der Schriften von Norbert Buske umfasst mehr als 500 Einzeltitel zwischen 1960 und 2013 und reicht von Herausgeberschaften über selbständige Schriften, Aufsätze und Zeitungsartikel, Reise- und Literaturberichte, Sonntagsworte und Parabeln bis zu politischen und parlamentarischen Reden und Stellungnahmen. Die zur Illustration verwendeten Schwarzweiß- oder Farbabbildungen werden unabhängig von ihrem Format in hoher Qualität wiedergegeben, allerdings sind die Bildunterschriften wie auch die Fußnoten recht klein geraten. Die schlichte äußere Gestalt der drei Bände (Paperback, Leimbindung) wird durch den gut verarbeiteten Schuber wieder aufgewogen.

Die Festschrift bezeugt die thematische Bandbreite und das wissenschaftliche Niveau der aktuellen Forschung zur pommerschen Landes-, Kirchen- und Kunstgeschichte und fügt sich nahtlos in die Reihe der breit aufgestellten Festgaben ein, mit denen die Gemeinde der pommerschen Landes-, Kirchen- und Kunsthistoriker seit den Wendejahren ihre wichtigsten Ideengeber und Aushängeschilder auszeichnet, wie Roderich Schmidt (1995)<sup>1</sup>, Eginhard Wegner (1998)<sup>2</sup>, Jens E. Olesen (2010, 2015)<sup>3</sup> oder erst jüngst Horst Wernicke (2016).<sup>4</sup> Wer sich einen Überblick über die pommersche Landes-, Kirchen- und Kunstgeschichtsschreibung und ihren Leistungsstand ein Vierteljahrhundert nach der Wende verschaffen möchte, wird mit Gewinn zu diesen drei Bänden greifen.

Bengt Büttner, Marburg

ene vruntlike tohopesate. Beiträge zur Geschichte Pommerns, des Ostseeraums und der Hanse. Festschrift für Horst Wernicke zum 65. Geburtstag, hgg. v. Sonja Birli, Nils Jörn, Christian Peplow, Haik Thomas Porada und Dirk Schleinert (Schriftenreihe der David-Mevius-Gesellschaft, Bd. 12), Hamburg – Verlag Dr. Kovač 2016. 732 S., zahlr. s/w u. farb. Abb. ISBN 978-3-8300-8799-1

Schüler, Kollegen, Freunde und Weggefährten gratulierten Horst Wernicke mit diesem umfangreichen, inhaltlich vielgestaltigen und beachtenswerten Band zu seinem 65. Geburtstag, würdigten seine Tätigkeit und seine Leistungen. Wernicke hatte an der Greifswalder Universität Geschichte und Geographie studiert, dort promoviert und habilitiert, hatte seit 1992 den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte und Hansegeschichte inne, prägte maßgeblich die Geschichtswissenschaft am Historischen Institut der Universität mit und begleitete Generationen von Historikern in den Beruf. Ganz in seinem Sinne kamen sie zu einer freundschaftlichen Versammlung, *ene vruntlike tohopesate*, zusammen, reflektierten ihre persönlichen Erinnerungen, den gemeinsamen Werdegang, kollektive fachliche Interessen. Mit der Emeritierung Horst Wernickes 2017 wurde der Lehrstuhl nicht wieder besetzt, er war der letzte Hansegeschichtsforscher in Greifswald, mit seinem Eintritt in den Ruhestand erfolgte die Abwicklung der institutionalisierten Hansegeschichtsforschung, was mehr als bedauerlich ist und den Abbruch einer langen Tradition bedeutet.

Die 46 Autorinnen und Autoren, nicht nur Historiker, sondern auch Archäologen, Archivare, Denkmalpfleger, Geographen, Museologen und Sprachwissenschaftler, kommen aus Dänemark, Estland, Lettland, Litauen, Polen, Rußland, Schweden und ganz Deutschland. Alle Beiträge vorzustellen, ist hier nicht möglich. Entsprechend des Forschungsschwerpunktes des Jubilars überwiegen die Beiträge zur Hansegeschichte. So geht Hans-Joachim Hacker Hanse Spuren in Stralsund nach, Robert Oldach weist auf den besonderen Charakter Demmins als Hansestadt hin, Heiko Wartenberg widmet sich der Hanse in Pommern als Gegenstand der musealen Darstellung, Detlef Kattinger beleuchtet die Darstellung der Hanse im Geschichtsunter-

1 Rezensiert von Rudolf Benl in den Baltischen Studien, NF 82 (1996), S. 151–156.

2 Rezensiert von Matthias Manke in den Baltischen Studien, NF 85 (1999), S. 128–131.

3 Festschrift 2015 rezensiert von Dirk Schleinert in den Baltischen Studien, NF 102 (2016), S. 216–217.

4 Rezensiert von Anett Müller in diesem Band, S. 189f.



richt. Einige Aufsätze stellen einzelne Personen oder Funktionsträger in den Mittelpunkt der Forschung. Heidelore Böcker hat ihren Aufsatz mit »Nachreden« auf eine pommersche Amtsperson des 16. Jahrhunderts« überschrieben und betrachtet das Tagebuch des Stralsunder Advokaten, Syndikus und Bürgermeisters Nicolaus Gentzkow (1502–1576) näher, stellt es in den Bezug zu anderen überlieferten Selbstdarstellungen. Antjekathrin Graßmann lässt den Leser an der aufopfernden Tätigkeit des Lübecker Syndikus Johann Pomeresche teilhaben, der von 1652–1678 in Greifswald als Professor an der Universität gewirkt hatte und nun die Travestadt in den Prozessen an den Reichsgerichten vertrat. Tomasz Slepourowński widmet seinen Beitrag zwei Kennern der pommerschen Landesgeschichte in der VR Polen und der DDR, Henry Lesiński und Johannes Schildhauer. Joachim Krüger lässt den Leser am Schicksal der Stettiner Münzmeisterswitwe Helena Ferber teilhaben. Michael Lissok beschreibt und charakterisiert das Denkmal des Bürgermeisters Lambert Steinwich in Stralsund als ein Zeugnis der »Erinnerungskultur«, die während des Kaiserreiches in kommunalen bürgerlichen Milieus fest verankert war und aus der Lokalgeschichte ihre Inhalte und Themen bezog.« (S. 328)

Hervorgehoben werden müssen die Beiträge, die sich mit der Universitätsgeschichte beschäftigen. Ulrich Drechsel gibt einen kurzen Abriss der Geschichte der Polonistik an der Universität Greifswald, Konrad Billwitz stellt die Aktivitäten und Forschungsprojekte des Lehrstuhls für Geoökologie von 1981 bis 2003 vor. Manfred Menger arbeitet sehr differenziert und ausgewogen die Geschichte des Historischen Instituts der Universität Greifswald von 1949 bis 1962 auf.

Dass was den Band lesenswert macht, sind die inhaltliche Bandbreite und die Vielgestalt der Themen, nicht nur regional, sondern darüber hinaus, international verankert, der oftmals sehr persönliche Bezug zum Jubilar und ganz in seinem Sinne das Aufzeigen neuer Forschungsthemen.

Es seien noch genannt die Beiträge von Haik Porada zum Gutsdorf Nehringen als Begegnungsort von baltischer und schwedischer Geschichte, von Thomas Förster zu den Wrackfunden aus der Zeit der Napoleonischen Krie-

ge vor der Küste Rügens, von Gunnar Möller zu den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Wangensteinen in Stralsund, von Felix Schönrock zum Wohn- und Amtshaus des Greifswalder Stadtphysikus, von Dirk Schleinert zu einem Konflikt der Stadt Stralsund mit der adeligen Familie Barnekow 1453, ja und der sehr unterhaltsame Beitrag von Karl Peplow, der auf plattdeutsch über die Geschichte und Bedeutung der Insel Ummanz philosophiert.

Nils Jörn, der neue Möglichkeiten für die Hansegeschichtsforschung im Stadtarchiv Wismar aufzeichnet, umschreibt es treffend: Die Festschrift ist ein bunter Blumenstrauß, der den Jubilar über seinen Geburtstag hinaus begleiten wird, die Blumen im Garten benötigen jedoch Pflege, damit man sich immer wieder an ihrer Pracht erfreuen kann und somit gibt es noch viel zu tun, wozu er nicht nur Horst Wernicke aufruft.

Den Beiträgen vorangestellt sind eine Liste der Gratulanten, die Laudationes der Herausgeber sowie ein Schriftenverzeichnis des Jubilars. Die Publikation schließt mit einem Abkürzungsverzeichnis, einer Ortsnamenkonkordanz und einem Autorenverzeichnis.

Anett Müller, Leipzig

Sigrid Hirbodian, Christian Jörg, Sabine Klapp (Hgg.), Methoden und Wege der Landesgeschichte (Landesgeschichte, Bd. 1), Ostfildern – Jan Thorbecke Verlag 2015. 224 S. ISBN 978-3-7995-1380-7

Der hier zu rezensierende Band vereint die meisten der auf einer Tagung im Juni 2013 in Tübingen gehaltenen Vorträge und eröffnet zugleich eine durch die auf dem Mainzer Historikertag 2012 gegründete »AG Landesgeschichte« herausgegebene Publikationsreihe unter dem schlichten Titel »Landesgeschichte«. Dahinter steht das Bemühen einer jüngeren Generation von zumeist universitär beschäftigten Landeshistorikern, den gegenwärtigen Stand ihrer Teildisziplin zu verorten und Wege und Methoden – wie im Titel des Buchs formuliert – für ihre künftige Arbeit aufzuzeigen. Es fällt auf, dass fast ausschließlich Vertreter von Insti-



tationen aus den alten Ländern zu Wort kommen. Das wirft schon ein bezeichnendes Licht auf den Zustand der universitären Landesgeschichte in den neuen Ländern. Mecklenburg-Vorpommern macht da leider keine Ausnahme. Die Professur für pommersche Geschichte und Landeskunde in Greifswald ist mit der Erimittierung ihres ersten und einzigen Inhabers eingespart worden, eine Pendant zur mecklenburgischen Geschichte ist in Rostock nie ins Leben gerufen, sondern nur »vertretungsweise« wahrgenommen worden. Mit dem Eintritt von Ernst Münche in den Ruhestand dürfte auch dieses Engagement weitgehend zum Erliegen kommen.

Eine ganze Anzahl der Beiträge beschäftigt sich mit dem Verhältnis von politischen Räumen bzw. Territorien und Kulturräumen. Dieses Spannungsverhältnis besteht, seit sich die zu Beginn des 20. Jahrhunderts etablierte Historische Landeskunde in deutlicher Abkehr zur alten Territorialgeschichte mit der Erforschung von Kulturlandschaften beschäftigte, die nach anderen Kriterien als den politischen Grenzen formiert wurden. Prominentes Beispiel für eine solche Kulturgroßlandschaft ist der Begriff Mitteldeutschland in der wesentlichen Begrenzung der heutigen Bundesländer Sachsen, Thüringen und Sachsen-Anhalt. Wie ambivalent es aber in Bezug zu den politischen Grenzen werden kann, zeigt sich, wenn man dieses Mitteldeutschland als eine Art »Großsachsen« unter der Führung der Dynastie der Wettiner versteht, wie es von einigen, vorwiegend sächsischen, Landeshistorikern getan wird.

Diese Ambivalenz zwischen politischen Territorien und Kulturlandschaft scheint auch immer wieder auf. Michael *Kißener* z. B. beschreibt die methodischen Schwierigkeiten bei der Erarbeitung eines Handbuchs für Rheinland-Pfalz, das bekanntlich ein Konglomerat von verschiedenen politischen Einheiten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, noch viel mehr des Alten Reichs, darstellt. Die meisten anderen der nach 1945 gebildeten Länder stehen vor den selben Herausforderungen. Deutlich wird aber auch, dass sowohl politische Territorien wie auch Kulturlandschaften Konstrukte sind, und dass die Landesgeschichte nicht selten in die Verlegenheit kommt, zur Vorgeschichte der aktuell bestehenden Territorien zu mutieren und dabei

gleichsam Mythen schafft, wie das anschaulich von Winfried *Speitkamp* mit der Einleitung zu dem von Walter Heinemeyer 1986 herausgegebenen Werk »Werden Hessens« demonstriert wird, wo mit dem angeblichen »Hessenlied« aus dem 15. Jahrhundert ein sogenannter Erinnerungsort geschaffen wird, der das heutige Hessen gleichsam vorwegnimmt.

Das ruft einmal mehr ins Bewusstsein, dass Geschichte im Allgemeinen Erinnerungskultur ist, für die Landesgeschichte gilt das in noch viel größerem Maß. Denn mit der Gewichtung von Ereignissen zu Wendepunkten in der Geschichte eines Raumes werden Erzählungen von der Geschichte konstruiert. Das ist den Autoren dieses Bandes bewusst.

Neben den im Band dominierenden Beiträgen zum Verhältnis von Raum und Geschichte bzw. Erinnerungskultur gibt es aber noch weitere Themen. Oliver *Auge*, als früherer Mitarbeiter am Greifswalder Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte des Mittelalters und der Historischen Hilfswissenschaften sowie als Referent auf Tagungen unserer Gesellschaft und Autor von Beiträgen in den »Baltischen Studien« nicht ganz unbekannt, stellt die Bemühungen an der Universität Kiel, seinem jetzigen Arbeitsort, vor, Studierende über zielgerichtete Projektarbeit überhaupt erst für das Thema Landes- bzw. Regionalgeschichte zu interessieren. Denn auch das ist eine wesentliche Herausforderung für die heutige Landesgeschichte, wurde sie früher ganz maßgeblich außeruniversitär von Vereinen wie die Gesellschaft für pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst e. V. mitgetragen, wofür v. a. auch die Geschichtslehrer die Basis bildeten, leiden diese Vereine heute allerorten an einer Überalterung, was maßgeblich durch das Desinteresse der Geschichte Studierenden an der Landesgeschichte verursacht wird. Dabei bietet gerade die Landesgeschichte die Möglichkeit der Verortung, der Konkretisierung von historischen Prozessen. Hier sind die Lehrstühle an den Universitäten gefordert, und die von Auge präsentierte Projektarbeit scheint dafür ein gangbarer Weg zu sein.

Was bleibt als Resümee dieses Bandes? Die Landesgeschichte, nicht nur die universitäre, steht vor grundlegenden Herausforderungen. Lehrstühle werden gestrichen oder neu organisiert, die landesgeschichtlichen Vereine als Träger der

außeruniversitären Landesgeschichte leiden an Überalterung und Mitgliederschwund. Wenn es nicht gelingt, die institutionellen Rahmenbedingungen zu sichern und möglichst zu verbessern und das Interesse der jüngeren Generation an der Landesgeschichte stärker als bisher zu wecken, steht ihr eine schwierige Zukunft bevor. Dass sie durchaus attraktive Angebote im Gepäck hat, dafür liefert dieser Band einen Beweis.

Dirk Schleinert, Stralsund

Mike Hartmann (Hg.), Grenzregion zwischen Pommern und Mecklenburg. Vorträge 2013–2014 (Schriften des Fördervereins Demminer Regionalmuseum e. V., H. 9), Schwerin – Thomas Helms Verlag 2016. 55 S., s/w u. farb. Abb. ISBN 978-3-944033-11-2

Schon seit knapp 20 Jahren legt der Förderverein des Demminer Regionalmuseums in unregelmäßiger Folge die durch ihn organisierten Vorträge in seiner Publikationsreihe vor. Das vorliegende kleine Heft bringt vier Vorträge der Jahre 2013 und 2014 zum Abdruck, davon zwei des Herausgebers Mike Hartmann. Er bleibt mit seinen Themen dem von ihm schon seit vielen Jahren bearbeiteten Feld der Vor- und Frühgeschichte des Altkreises Demmin treu. Zum einen behandelt er die Beziehungen Karls des Großen zum Peenegebiet, speziell zu Demmin, zum anderen stellt die Funde von der Ganschendorfer Mühle am Agraben vor. Robert Oldach reiht sich mit seiner Vorstellung der »Kriegs-Chronik von Loitz« von Christian Gülzow in die zahlreichen Publikationen ein, die im 100. Jahr des Beginns des Ersten Weltkriegs biographische oder chronikalische Quellen zu eben diesem Thema behandeln. Gerade ist auch ein erst zufällig wieder aufgetauchtes Tagebuch eines Stralsunder Handwerkers, des letzten Gürtlermeisters Carl Klingenberg (1879–1954), übrigens auf Plattdeutsch geschrieben, von dem sehr engagierten Familienforscher David Krüger bearbeitet und herausgegeben worden (siehe hier: <http://genealogie.digital/kriegstagebuch-carl-klingenberg-1914/> (Abruf am 02.10.2017)). Das Ori-

ginalmanuskript befindet sich übrigens seit Sommer 2017 im Stadtarchiv Stralsund.

Der vierte Beitrag schließlich stellt mit dem gebürtigen Rostocker Hanning Schröder einen »Gerechten unter den Völkern«, vor und stellt anhand von dessen Familienbiographie die Schrecken und Wirrnisse der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts und ihre Auswirkungen auf das Leben der Einzelnen in aller Deutlichkeit vor Augen.

Alle Beiträge sind illustriert, z. T. auch farbig. Trotz des geringen Umfangs erfuhr die Publikation eine sorgfältige verlegerische Betreuung, wofür der kleine Schweriner Thomas Helms Verlag steht. Gut, dass es diese Reihe und das dahinter stehende Engagement des Demminer Museumsfördervereins gibt.

Dirk Schleinert, Stralsund

Der Kreis Greifenhagen in heimatlichen Schrifttum. Eine Literaturübersicht, zusammengestellt v. Franz Waldmann und Herbert Kämper, 3. akt. Aufl., Senden (Selbstverlag) 2017. 58 S. ISBN 978-3-926577-82-5

Der hauptsächlich familien- und ortsgeschichtlich ausgerichtete Schwesternverein der Gesellschaft, der Pommersche Greif, entwickelt sich immer mehr zu einer Institution, die maßgeblich an der Bewahrung des historischen Erbes Pommerns und insbesondere Hinterpommerns beteiligt ist. Die Herausgabe von Publikationen, die thematisch weit über den Bereich der Genealogie hinausreichen, gehört dazu. Sowohl Reprints, wie kürzlich die Beschreibung des preußischen Herzogtums Pommern durch Brüggemann und aktuell die Monatsblätter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde, als auch eigene Forschungen oder eben Kompendien wie das hier kurz anzuzeigende gehören dazu. Wer sich einen Überblick verschaffen möchte, sei auf die entsprechende Unterseite des Internetauftritts des Pommerschen Greifen hingewiesen: <https://www.pommerscher-greif.de/publikationen.html> (Abruf am 04.10.2017).

Der Rezensent hat über die Familie seines Stiefvaters, die aus Langenhagen stammt, und seine

in Bahn geborene Tante selbst einen familiären Bezug zum südöstlich von Stettin gelegenen Kreis Greifenhagen. Durch ein gemeinsames Projekt zwischen Stralsund und Greifenhagen hat er seit 2016 auch dienstlich mit der ehemaligen Kreisstadt an der Oder zu tun, die er im Mai 2016 dann auch nach vielen Jahren wieder besuchte.

Das vorliegende kleine Heft ist die 3. Auflage eines ursprünglich 1976 von Manfred Vollack erstellten Literaturverzeichnisses zum Kreis Greifenhagen, das erstmals 2012 überarbeitet neu aufgelegt wurde. Dass fünf Jahre später nun schon die 3. Auflage folgt, spricht für sich. Erfasst wurde nicht nur die deutsche, sondern auch die polnische Literatur. Leider war es den Bearbeitern nicht möglich, ihr ursprüngliches Ziel, für jede Publikation auch einen Bibliotheksstandort anzugeben, umzusetzen. Dafür haben sie am Schluss ein Verzeichnis mit relevanten Institutionen und ihren Anschriften angefügt. Hier könnte auch das Stadtarchiv Stralsund noch hinzugefügt werden, denn zumindest von der vor 1945 erschienenen Literatur hat seine Bibliothek zahlreiche Titel im Bestand, die inzwischen (seit Anfang 2017) auch online recherchierbar sind: <http://recherche.stralsund.de/> (Abruf am 04.10.2017).

Dirk Schleinert, Stralsund

Thomas Förster, Schiffswracks. Auf Spurensuche vor Rügen und Hiddensee, Rostock – Hinstorff 2016. 144 S. mit zahlr. farbigen Abb. ISBN 978-3-356-02061-8

Das jüngste Werk aus der Feder von Thomas Förster nimmt uns mit auf eine Tauchfahrt zu den Meeresböden der Ostsee rund um Rügen und Hiddensee und gewährt so einen Zugang zu einer Welt unter Wasser, der Einblicke in zahlreiche historische Zeitkapseln bereithält und der wie kleine Fenster einen Blick in die Vergangenheit unter der Meeresoberfläche freigibt.

Nach einem etwas unruhigen und sehr gedrängten Inhaltsverzeichnis – eine Einteilung in Ober- und Unterkapitel ist zwar zu erkennen, es fehlt m. E. aber eine übersichtliche Struk-

tur mit Kapitelnummerierung – geht es nach einem Vorwort mit drei grundlegenden Kapiteln los. »Gestrandet, versunken, verschollen – Schiffbruch vor Rügen und Hiddensee« (S. 9–13) liefert erste Erkenntnisse über die Bedeutung der Seefahrt im Ostseeraum und verknüpft diese mit einem kurzen historischen Einblick in die Seefahrtsgeschichte des untersuchten Seegebietes bis in die jüngste Zeit. Dabei wird vor allem die Bedeutung der Insel Rügen und ihre geographische und verkehrstechnische Lage in den Vordergrund gestellt. Die erhaltenen Bootsfunde von Ralswiek aus dem 10. Jahrhundert stehen dabei symbolisch für die zu dieser Zeit stärkere Einbeziehung des Ostseeraums in das sich entwickelnde europäische Handelsnetzwerk. Bereits an dieser Stelle zeigt Thomas Förster sehr deutlich, wie anfällig die Seefahrt für Schiffshavarien war, in deren Ergebnis zahlreiche Wasserfahrzeuge strandeten oder versanken. Verknüpft mit der Hansewerdung wird ferner ein Fokus auf die entstehenden Städte entlang der südwestlichen Ostseeküste gelegt. Hierzu zeigt der Autor, dass sich die Hansestädte um Privilegien bemühten, die ihnen den Schutz schiffbrüchiger Waren gewährleisteten. Die erteilten Zugeständnisse z. B. von 1220 bzw. 1415 verdeutlichen, dass der Schiffbruch ein fester Bestandteil der Seeschifffahrt war. Sehr gelungen sind die Einblicke in die Gründung der »Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger« (DGzRS) und ihre frühen Methoden zur Rettung Schiffbrüchiger. Verknüpft wird das Ganze mit passendem und sehr anschaulichem Bildmaterial. Im Übergang zum Folgekapitel erhält der Leser eine Übersicht über die hohe Zahl an Wrackresten, die in den letzten Jahren vor den Küsten von Rügen und Hiddensee entdeckt und verzeichnet wurden. Dabei wird die Bedeutung der Überreste von Schiffen und Booten als Sachzeugnisse für die historische Analyse schlagartig klar. Zurecht weist Thomas Förster darauf hin, dass das Schiffswrack mitunter wie eine Momentaufnahme fungiert, die Informationen »einfriert« und dadurch den Augenblick des Unglücks für die Nachwelt festhält. Die Konservierung durch das Meer ist ein nicht zu überschätzender Vorteil. Vor allem bei verunglückten Schiffen, bei denen die Crew sehr schnell das Wasserfahrzeug verlassen musste, ist ein geschlossener ma-

ritimer Fundkomplex zu erwarten. So werden selbst nach Jahrhunderten noch Einblicke in das Alltagsleben an Bord möglich.

Das folgende Kapitel »Vorstoß in die Tiefe – Von der Taucherglocke bis zur modernen Unterwasserarchäologie« (S. 14–19) präsentiert einen sehr spannenden, wenn auch kurzen Abriss der Geschichte der Unterwasserarchäologie, angefangen bei den ersten Tauchglocken des 17. Jahrhunderts bis hin zum Helmtauchgerät und den modernen Tauchanzügen der Gegenwart. Besonderes Augenmerk wird dabei auf die Tauchfahrten im Ostseebereich zur Zeit der DDR gelegt. Ein kurzer Überblick über die Erforschung des Meeresbodens der Ostsee nach 1990 sowie die sich parallel dazu herausbildenden Vereine, Landesverbände, das Landesdenkmalamt mit einem Dezernat für Unterwasserarchäologie und das kurzzeitig existente Museum für Unterwasserarchäologie in Sassnitz beschließen das zweite Kapitel. Das letzte der drei Grundlagenkapitel setzt sich mit der »Spurensuche in den Archiven und am Meeresgrund« (S. 20–27) auseinander. Thomas Förster macht deutlich, welche grundlegenden Vorarbeiten und Vorbereitungen bei Tauchprojekten dieser Art notwendig sind. Dazu gehört eine gründliche wissenschaftliche Recherche in den Archivbeständen, z. B. in Handschriften, Verwaltungsakten, Zeitungsmittellungen und gedruckten Berichten, sowie in den »Nachrichten für Seefahrer«, den »Verklarungen« und Entscheidungen (»Sprüche«) der Seeämter. Ferner wird an dieser Stelle schnell deutlich, wie kompliziert der Umgang mit Schiffsfunden sein kann. Gerade divergierende Interessen zwischen staatlichen Behörden und der Unterwasserarchäologie bzw. den Historikern sorgen für eine unterschiedliche Bewertung des weiteren Vorgehens bezüglich des Schiffswracks. Bereits in diesem Kapitel werden die ersten Fallbeispiele präsentiert. Als äußerst interessant gestaltet sich das Schicksal des Ewers Delphin (Anfang 20. Jahrhundert), das deutlich macht, wie die Nachnutzungen von gestrandeten Wracks aussehen können, sofern der Schiffskörper die Strandung weitgehend übersteht. Im vorliegenden Fall wurde der Ewer, der bei Heidhof in der Prorer Wiek an den Strand geworfen wurde, zu einem Restaurant umgebaut.

Da der geographische Raum, den Thomas Förster in seinem Buch untersucht, bereits im Mit-

telalter durch den Handel der Hanse und deren Wasserfahrzeuge stark frequentiert wurde, verwundert es nicht, dass auch die Spurensuche nach den Schiffen der Hanse ein eigenes, wenn auch kurzes Kapitel erhält. Leider ist dieser Abschnitt nicht ganz frei von kleineren historischen Ungenauigkeiten. Äußerst positiv anzumerken ist, dass Thomas Förster in diesem und einem der folgenden Kapitel (»Gescheitert zwischen Dornbusch und Gellen«) selbstkritisch mit einem von ihm erforschten und, wie sich in den letzten Jahren zeigte, fehlerhaft datierten Wrackfund vor Hiddensee, dem sog. »Gellenwrack« auseinandersetzt. Bei dieser selbstkritischen Nabelschau wird sehr schnell deutlich, wo die praktischen und theoretischen Probleme und Grenzen beim Umgang mit historischen Schiffswracks liegen. Nicht immer lassen sich alle Fundgegenstände eindeutig zuordnen. Mitunter kommt es zu einer Vermischung von zwei Fundkomplexen, die Fehlinterpretationen möglich machen. Sowohl an dieser Stelle, wie auch in den folgenden Kapiteln lassen die Beispielfälle noch einmal klar erkennen, wie komplex die Identifikation bzw. genaue Zuordnung eines Schiffswracks ist. Selbst das unter Wasser liegende und damit konservierte Schiffswrack kann den Unterwasserarchäologen bei seiner Analyse auf eine falsche Spur führen. Hier wäre eine Warnung an die journalistischen Vertreter angebracht gewesen, nicht jeden historischen Schiffsfund sofort als Sensation zu verkaufen. Zunächst sollte man der Wissenschaft ausreichend Raum für eine gründliche Aufarbeitung gewähren.

Die letzten sechs Kapitel des Buches, die circa zwei Drittel der Monographie ausmachen, stellen in chronologisch aufsteigender Richtung vom 18. bis zum 21. Jahrhundert verschiedene Wasserfahrzeuge und ihre Schicksale in teilweise sehr detaillierten Beschreibungen vor. Dabei wird ein wichtiger Wandel in der Seefahrtsgeschichte aufgegriffen, nämlich der Übergang der reinen Segelschiffahrt zur maschinell betriebenen Dampfschiffahrt. Ausdrücklich ist die Strandung der Galeas »Sophie« hervorzuheben, da ihr Unglück durch eine zeitgenössische Fotodokumentation (Postkartenserie) der Strandung und der beeindruckenden und zugleich dramatischen Seenotrettungsoperation am Anfang des 20. Jahrhunderts präsentiert werden kann. Auch das letzte Fallbeispiel

im Buch, der Untergang des 17-Meter-Kutters SAS 155 »Sophie Scholl« enthält eine besondere Note. Das Wrack der »Sophie Scholl« ist nämlich durch zwei Tauchgänge, die auf dem Videoportal Youtube einzusehen sind, archiviert worden. Hierdurch erhält der Leser die einmalige Chance, das beschriebene Wrack durch originales Videomaterial unter der Meeresoberfläche zu erleben.

Bei der Lektüre der ausgewählten Fallbeispiele werden schnell einige Rahmenbedingungen von Schiffsunglücken deutlich. Erstens: Es gibt multiple Gründe für das Scheitern von Wasserfahrzeugen, die zudem sehr stark von dem befahrenen Seegebiet abhängen. Zweitens: Die Wucht und Kraft der Naturgewalten, denen die Seefahrt teilweise hilflos ausgesetzt ist. Es muss nicht immer menschliches Versagen sein, das zu Unglücken führt. Gerade in der Segelschiffahrt ist und bleibt die Natur ein schwer zu berechnender Faktor. Obwohl die Seefahrt in den letzten Jahren sicherer geworden ist, bewahrt der technische Fortschritt nicht vor Untergängen. Damit einher geht drittens: Seeunfälle und Schiffsverluste gehörten zum Arbeitsalltag und zur Lebenswirklichkeit der Seeschiffahrt. Sie sind, um es mit Burkhardt Wolfs Worten deutlicher zu sagen, fester Bestandteil der Seefahrtsgeschichte und damit eine »Elementarerfahrung« des Menschen. Dass dieser Umstand gerne vergessen wird, hängt mit bestimmten Wahrnehmungsmechanismen bei Schiffsunglücken zusammen. Nur selten erhalten »einfache« Unglücke große mediale Aufmerksamkeit. Dies ändert sich, wenn vor allem menschliche Opfer zu beklagen sind bzw. die Beeinträchtigung der Umwelt (z. B. bei Tankerunglücken) relativ hoch ist. In diesem Fall stehen Schiffsunglücke überproportional im Fokus, was vermutlich sehr stark mit dem Grad der Dramatisierung und dem Zerstörungspotential zusammenhängt. Bereits im 19. Jahrhundert wird somit auch Kritik an den Reedereien geäußert, die aus nicht nachvollziehbaren Gründen (wahrscheinlich um den eigenen Ruf zu wahren, versucht man möglichst wenig in der Öffentlichkeit zu stehen) kaum bzw. sehr selten Informationen über die Untergänge zur Verfügung stellten. Dabei geht es den Unterwasserarchäologen und Tauchern nicht nur um die Erforschung eines maritimen Fundkomplexes, sondern auch um die Aufklärung der Unglücks-

ursache. Dies ist von großer Bedeutung, da mitunter die Kapitäne von Schuld freigesprochen werden sollen. Vor allem dieser Umstand sollte noch einmal die Tatsache ins Gedächtnis rufen, dass jeder Verlust der materiellen Kultur einhergehen kann mit menschlichen Tragödien, da beide Bereiche untrennbar miteinander verbunden sind. Nicht jedes Schiffsunglück musste in einer Totalkatastrophe enden. Strandungen, die sehr häufig in Landnähe vorkamen, ermöglichten den Crews durchaus die Eigenrettung und das Abbergen von Masten, Segeln und anderen Bootsbestandteilen. Letztlich bleibt der Mensch aber immer betroffen, da er im günstigsten Fall zwar sein Leben gerettet, aber seine Arbeits- und möglicherweise auch Existenzgrundlage verloren hat. Hier werden Folge- und Begleiterscheinungen nach einem Schiffsunglück noch einmal sehr deutlich. Viertens: Letztlich gibt es noch Kernbereiche, die immer wieder im Laufe der Lektüre des Buches zur Sprache kommen. Dies sind die Entwicklung im Bergungswesen und der Einsatz von moderner Bergungstechnik (z. B. eines Bergungsdampfers). Dazu sei darauf hingewiesen, wie wichtig Lotsenstationen bzw. Rettungsstationen sind, und damit verknüpft die unverzichtbare ehrenamtliche Arbeit der DGzRS. Kritikwürdig sind Schäden und Plünderungen durch »andere« Taucher (gemeint sind »Hobbytaucher« und keine Forschungstaucher). Besonders dramatisch wird es, wenn sich die Wracks als tödliche Fallen für »Hobbytaucher« erweisen. Für die Ausführungen über das Problem der sog. »Hobbytaucher« und die Arbeit der DGzRS, wäre ein eigenes, klar benanntes Kapitel wünschenswert gewesen. Das abschließende Urteil über diese Monographie fällt, trotz kleinerer Kritikpunkte (historische Ungenauigkeiten, Unstimmigkeiten im Text, gelegentliche Wiederholungen), überwiegend positiv aus. Thomas Förster hat ein spannendes, gut lesbares und lebhaftes Buch geschrieben, das gerade durch seinen lokalen und regionalhistorischen Hintergrund punktet. Die Einblicke in die praktische Arbeit beim Aufsuchen von Fundkomplexen und Tauchorten aus der Hand eines Sachkundigen lassen zu jedem Zeitpunkt die Faszination für diese Tätigkeit auf den Leser übergehen. Ein großes Verdienst des Buches ist, dass nicht nur die reine materielle Kultur im Vordergrund steht, sondern auch die menschlichen Schicksale in den Fokus ge-



rückt werden. Vor allem die gelungene Wechselwirkung zwischen den zeitgenössischen Texten aus Zeitungen und Unfallberichten und dem begleitenden (teilweise historischen) Bildmaterial, das sehr umfangreich ist und qualitativ hervorragende Unterwasseraufnahmen bietet, machen diesen Band zu einer gewinnbringenden Lektüre.

Christian Peplow, Greifswald

Klaus-Dieter *Kreplin*, Mahlen und Sägen – Mahlmühlen, Müller und Sägemühlen im ehemaligen Kreis Bütow in Pommern. Eine Dokumentation (Veröffentlichungen aus dem Genealogischen Archiv Kreplin 7). – Herdecke – Genealogisches Archiv Kreplin 2015. 128 S. ISBN 978-3-938773-09-3

Klaus-Dieter *Kreplin*, Jedzenie picie spanie. Karczmy i gospody w dawnym powiecie bytowskim do 1945 roku (Publikacja Genealogicznego Archiwum Kreplina – Veröffentlichungen aus dem Genealogischen Archiv Kreplin 8). Pruszcz Gdański/Bytów/Herdecke – Wydawnictwo JASNE 2016. 259 S. mit zahlr. s/w Abb. ISBN 978-83-61508-91-5

Klaus-Dieter *Kreplin*, Hegen und Jagen – Forsten, Förster und Jäger im ehemaligen Kreis Bütow in Pommern. Eine Dokumentation (Veröffentlichungen aus dem Genealogischen Archiv Kreplin 9). Herdecke – Genealogisches Archiv Kreplin 2017. 288 S. mit zahlr. s/w und Farbabb. ISBN 978-3-938773-11-6

Die Kreise Rummelsburg und Bütow waren bis 1945 die am dünnsten besiedelten Landstriche in Hinterpommern, was nicht zuletzt mit der Bodenqualität entlang des Pommerschen Landrückens zu tun hatte. Vergleicht man aber die Aktivitäten, die seitens der Vertriebenen aus diesen Kreisen über Jahrzehnte hinweg bis in unsere Zeit entfaltet werden, oder allein schon die Zahl derjenigen, die sich auf den Heimatkreistreffen in den Patenstädten Bad Fallingb. bzw. Frankenberg versammeln, mit denen aus den übrigen Kreisen Hinterpommerns bzw. aus Stettin und seinem Umland, so ent-

steht ein Bild großer heimatlicher Verbundenheit gerade der Menschen im östlichen Hinterpommern. Für den Kreis Bütow ist es das Verdienst von Klaus-Dieter *Kreplin*, der seit Jahrzehnten auf verschiedenen Ebenen bemüht ist, den Zustand seiner Geburtsheimat in früherer Zeit detailliert zu dokumentieren und dafür Quellen aus allen erdenklichen Institutionen sowie privatem Besitz zu erschließen. Er gehörte zu den ersten Mitgliedern der Gesellschaft für pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst, der die Möglichkeiten von Datenbanken und des Internets erkannte. Auch publiziert er mit großem persönlichen Einsatz in verschiedenen Schriftenreihen historisch-topographische Zusammenstellungen, die für die nachgeborene Generation einen systematischen Zugang zur Geschichte der einzelnen Orte wie auch des gesamten Kreises Bütow und darüber hinaus für Pommern und Westpreußen ermöglichen. Dieses Engagement erfährt auch von polnischer Seite zunehmend Wertschätzung, was sich in der Kooperation des Selbstverlages von Klaus-Dieter *Kreplin* mit dem Verlag JASNE in Praust in Westpreußen bei der Herausgabe von polnischen Übersetzungen einiger seiner Publikationen niederschlägt.

An dieser Stelle sollen die drei neuesten Bände aus der Schriftenreihe »Veröffentlichungen aus dem Genealogischen Archiv Kreplin« vorgestellt werden, die seit 2015 erschienen sind. Der Band 8 stellt die polnische Übersetzung des 2013 erschienenen Bandes 6 mit dem Titel »Essen – Trinken – Schlafen« über Gastgeber und Wirte im Kreis Bütow bis zum Zweiten Weltkrieg dar. Dagegen tragen die Bände 7 »Mahlen und Sägen« und 9 »Hegen und Jagen« wieder einmal Pioniercharakter, wenn es um die Rekonstruktion struktureller Merkmale des ländlichen Raumes in Pommern geht. Der an Fließgewässern mit dem notwendigen Gefälle reiche Pommersche Landrücken war seit dem Mittelalter prädestiniert für die Anlage von Getreidemühlen und Sägewerken. Waren die Getreiderträge des in der Regel sehr sandigen Bodens bis zur Einführung des Kunstdüngers seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert nur mäßig, so waren die weitläufigen Wälder prädestiniert für die Holzgewinnung. Klaus-Dieter *Kreplin* zeichnet im Band 7 detailliert die Standorte nach, die im Bereich der Stadt Bütow sowie in den Dörfern

des gleichnamigen Kreises vorhanden waren. Er liefert das Bildmaterial zu den mittlerweile weitestgehend abgängigen Gebäudekomplexen und zeigt mit Hilfe von älterem Kartenmaterial deren genaue Lage im Gelände. Gerade für Hinterpommern waren die Wassermühlen Ausgangspunkte einer Protoindustrialisierung, wobei der Gewinnung von elektrischer Energie zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine große Bedeutung zukam. Auch dieser Aspekt wird an Beispielen aus dem Kreis Bütow behandelt. Im Anhang liefert der Autor Urkundenabschriften aus dem Mittelalter – in erster Linie vom Deutschen Orden ausgestellte Privilegien – und der Frühen Neuzeit. Auch die reiche Überlieferung an Mühlensagen wird für den Leser aufbereitet. Gut gearbeitete Register machen den Band für jeden Interessenten leicht zugänglich.

Im Band 9 wird die Waldwirtschaft und das Jagdwesen im Kreis Bütow rekonstruiert. Auch hier werden ältere Quellen erschlossen, vorrangig jedoch die Oberförstereien und Revierförstereien in der Struktur behandelt, die sie seit dem 19. Jahrhundert als Teil der preußischen Verwaltung erhalten hatten. Die auch heute noch ansatzweise erhaltenen Försterfriedhöfe im Kreis Bütow, die mit Otto Heinrich Smalians (geb. 1827 in Stralsund) Grab in Zerrin auch einen bemerkenswerten Verbindung zur Forstgeschichte Vorpommerns bewahren und das Ziel deutscher und polnischer Forstexkursionen bis zum heutigen Tag sind, werden hier gut dokumentiert. Besonders verdienstvoll ist der Anhang, in dem die Forstordnungen von Herzog Bogislaw X. von Pommern bis zum 18. Jahrhundert, die Kleiderordnungen für Forstbedienstete in Preußen im ausgehenden 18. Jahrhundert sowie Dokumente zur Geschichte der einzelnen Forstämter für die Jahre 1939–1945 und schließlich wieder die Geschichten, Sagen und »Schnurren« aus der volkstümlichen Überlieferung geboten werden. Abschließend bleibt wieder einmal zu konstatieren, dass es ähnlich systematische Zusammenstellungen für keinen der Kreise in Vorpommern gibt, was das Engagement unserer hinterpommerschen Landsleute um so klarer leuchten lässt.

Haik Thomas Porada, Leipzig

Jochen *Bepler* und Ulrike *Volkhardt* (Hgg.), Bibliotheken bauen. Die Barther Kirchenbibliothek im Kontext. 1. Barther Bibliotheksgespräch und Wiedereröffnung am 19./20. April 2013. Separatum aus: Jahrbuch kirchliches Buch- und Bibliothekswesen NF 2, 2014. Regensburg – Schnell & Steiner 2015. 74 S., Abb. ISBN 978-3-7954-2999-7

Christian *Heitzmann* und Falk *Eisermann* (Hgg.), Einblicke. Bücher aus der Barther Kirchenbibliothek im Fokus. 2. Barther Bibliotheksgespräch am 1. Mai 2015, Rostock – Hinstorff 2016. 103 S., zahlr. farbige Abb. ISBN 978-3-356-02078-6

Nach aufwändigen konservatorischen Maßnahmen und zeitgemäßer Ausstattung des neu eingerichteten Bibliotheksraumes konnte die Kirchenbibliothek Barth im Frühjahr 2013 wiedereröffnet werden. Der aktuelle Bestand umfasst rund 4000 Hand- und Druckschriften. Im ersten Beitrag des Buches »Bibliotheken bauen« informiert Falk *Eisermann* über die Erforschung der Kirchenbibliotheken Mecklenburg-Vorpommerns. In Barth ist »womöglich die älteste bis heute am Ort vorhandene Kirchenbibliothek überhaupt« erhalten geblieben (S. 16). Erhaltene mittelalterliche Quellen dokumentieren ihre Gründung im 14. Jahrhundert – die Anfänge liegen vermutlich sogar noch weiter in der Vergangenheit. Ergänzend bezieht er sich auf die genauer untersuchten Büchersammlungen des Geistlichen Ministeriums im Greifswalder Dom und von St. Petri zu Wolgast (heute in der UB Greifswald), in denen sich auch Handschriften erhalten haben, und erwähnt weitere bemerkenswerte Bibliotheksstandorte der Region. In den meisten von rund 40 inzwischen vom Team des Rostocker Bibliothekenprojekts gesichteten und beschriebenen Kirchenbibliotheken Mecklenburg-Vorpommerns sind gedruckte Bücher vorhanden – Reste mittelalterlicher Handschriften finden sich manchmal als Fragmente in Bucheinbänden. Der Inhalt der neun in Barth entdeckten Codizes ist bereits katalogisiert und über das Internetportal »Manuscripta mediaevalia« recherchierbar. Besondere Aufmerksamkeit erregte die »Block-Bibliothek«: Infolge einer seit dem Spätmittelalter bei Klerikern beliebten Bücherstiftung ka-



men Handexemplare des protestantischen Pfarrers und Reformators Johannes Block in die Büchersammlung. Heute umfasst die Barther Bibliothek 145 Inkunabeln oder Inkunabelfragmente, die zunehmend erforscht und bestimmt werden. Identifiziert sind einige versprengte Bücher Barther Provenienz in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz zu Berlin (Gesamtkatalog der Wiegendrucke). Bei einer noch ausstehenden Katalogisierung nach modernen Standards ist mit weiteren Entdeckungen zu rechnen. – Jan *Simonsen* informiert über Organisationsformen und Aufgabenbereiche aller Beschäftigten der 2012 gegründeten Nordkirche, deren Einzugsbereich sich über Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein und Hamburg erstreckt. In diesem Gebiet befinden sich ca. 1900 historische Kirchen und Kapellen, ein umfangreiches kulturhistorisches Erbe von Architekturdenkmälern, das eine überschaubare Gruppe von Referenten und Referentinnen des Baudezernats betreut. In Barth ergab sich ein Wechselverhältnis zwischen Aktivitäten zum Erhalt von Bausubstanz und Kirchenbibliothek. Maßgeblichen Anteil daran hatte der dort 2010 gegründete Förderverein, dessen ehrenamtliches Engagement 2014 mit der Verleihung eines Europa Nostra Awards / EU Prize for Cultural Heritage gewürdigt wurde. – Gerd *Albrecht* verleiht der Barther Kulturmeile Konturen. Ihre Koordinaten bilden Architekturdenkmäler innerhalb der historischen Stadtstrukturen: Dazu gehören Reste der Fürstenburg bzw. des Residenzschlosses und der aktuell von Bauarchäologen untersuchte und zukünftig als Museum einzurichtende Papenhof bei der Barther Kirche, im Mittelalter Sitz einer Bruderschaft von Priestern. Nicht wegzudenken aus der Barther Stadtopographie ist das frühneuzeitliche adelige Fräuleinstift (gegründet von Friedrich I. und Ulrike Eleonore von Schweden), auf dessen Areal sich seit 1572 die fürstliche Druckerei befand (Stichwort »Barther Bibel«). Ein Anziehungspunkt mittelalterlicher Pilger war die St. Jürgenkirche mit einem Spital zur Versorgung erkrankter Reisender (heute Bauteile des Bibelzentrums Barth). Als Naturdenkmal runden die im 19. Jahrhundert vom königlich-preußischen Hofgartendirektor Ferdinand Jühlke konzipierten Gartenanlagen das im wahrsten Sinne des Wortes gewachsene historische Ensemble ab. –

Ulrike Volkhardt rekapituliert nicht nur Ereignisse, die zur Runderneuerung der Barther Kirchenbibliothek führten, sondern dokumentiert auch bemerkenswerte Ergebnisse ihrer Recherchen zu Gesang-, Stimm- und Choralbüchern am Ort. Musikalische Quellen sind in Hand- und Druckschriften sowie als Makulatur in und auf Einbänden erhalten. Überlieferungsgemeinschaften zeigten sich, z.B. Reste mittelalterlicher Musikhandschriften, deren Pergament Buchbinder für Schutzumschläge frühneuzeitlicher Bücher nutzten. Aufgefunden wurde »ein reiches musikalisches Repertoire, das wie die Musik der Heideklöster rekonstruiert werden wird (S. 45). – Christian *Heitzmann* betont den glücklichen Umstand, eine größtenteils unversehrte Kirchenbibliothek weiterhin »an ihrem ursprünglichen Bestimmungsort« analysieren zu können (S. 53). Er bezieht sich neben neun mittelalterlichen Handschriften (Übersicht S. 59) vor allem auf die bereits erwähnte »Block-Bibliothek«. Von dieser sind mit Einträgen des Vorbesitzers versehene Handschriften und weitere Sammelbände erhalten, die eine Bindsynthese früher Druckschriften und längerer handschriftlicher Faszikel bilden (sog. Mischbände). Als Relikte einer Privatbibliothek sind sie durchaus als Raritäten zu bezeichnen und können über das Internetportal »Digitale Bibliothek Mecklenburg-Vorpommern« eingesehen werden. Zu den Handschriften zählen Bücher aus dem Vorbesitz des bis 1510 amtierenden Priesters Johannes Divetze, darunter ein pergamentenes Kettenbuch des 13. Jahrhunderts aus der Diözese Schwerin, das, als es noch an einem Lepseput befestigt war, verschiedenen Geistlichen zur Verfügung stand. – Jochen Beplers unter dem Titel »Aus Schaden klug« subsummierte Anmerkungen zur Konservierung der Bücher in der Barther Kirchenbibliothek bieten kundige Überlegungen zum Umgang mit historischen Büchersammlungen. Angesichts der inzwischen bekannt gewordenen Details zu einigen Vorbesitzern zieht er folgendes Resümee: »Bibliotheken versammeln Lebensgeschichte und dem entspricht ihr Anspruch auf würdevolle Behandlung. Nur so formen sie sich zu dem vielberufenen Gedächtnis einer Kirchengemeinde, einer Region, eines Landes« und fügt – Romano Guardini zitierend – an: »nicht chaotisch gehäuft, sondern lebendig geordnet« (S.

63). Damit verlässt man bei der Lektüre den Ort der Büchersammlung und weitet, begleitet von Christine Johannsens Erläuterungen, die Wahrnehmung, um Resultate von Sanierung und Umgestaltung der Kirche St. Marien zu Barth Revue passieren zu lassen. Ähnlich wie St. Bartholomaeus in Demmin, ebenfalls Aufbewahrungsort einer Kirchenbibliothek, war diese im 19. Jahrhundert unter Leitung Friedrich August Stülers umgebaut worden. Nach kurzer Rekapitulation der Ausgangssituation stellt sie das Nutzungskonzept der Bibliothek vor, erläutert Vorteile der Isolierverglasung und positive Auswirkungen zeitgemäßer Haustechnik mit Klimatruhe und Entfeuchter. Eine weitere Etappe beim Bestandserhalt war die Reinigung der Bücher im Zentrum für Bucherhaltung in Leipzig. Während die Bücher den Ort wechselten, war es möglich, Gebäudehülle und »innere Raumschale der Bibliothek« (S. 72) zu sanieren. – Die Dokumentation des ersten Barther Bibliotheksgesprächs umfasst präzise formulierte und somit gut verständliche Texte. Für ihre Reihenfolge im Band wäre eine andere Anordnung günstiger gewesen: Wenn die Beiträge mit einem Bezug zu Architektur und Topographie weiter nach vorn gerückt wären, hätten sich manche bei der Lektüre ergebende Fragen eher klären lassen und inhaltliche Bezüge zwischen den einzelnen Aufsätzen wären deutlicher hervorgetreten.

Besonderer Dank gilt Jochen *Bepler*, der den ersten Tagungsband zusammen mit Ulrike *Volkhardt* herausgab, das Erscheinen der zweiten hier zu besprechenden Publikation aber nicht mehr miterlebte. Während des zweiten Barther Bibliotheksgesprächs im Jahr 2015 wurden von Experten ausgewählte Exemplare aus der Kirchenbibliothek vorgestellt und die Reihe der schon im ersten Band begonnenen Einblicke mit fünf Aufsätzen fortgesetzt. Herausgeber und zugleich Beiträger waren diesmal Christian *Heitzmann* und Falk *Eisermann*. Joachim *Stüben* widmet sich einleitend der im Spätmittelalter weit verbreiteten »Natürlichen Theologie« des Raimund von Sabunde, die in verständlichem Latein alles vermittelt, was als grundlegend für die Vervollkommnung des Menschen und sein ewiges Heil betrachtet wurde. Das Werk des katalanischen Philosophen liegt in Barth in einer 1496 bei Martin Flach in

Straßburg erschienen Inkunabel vor. Hier bildet sie eine Bindegemeinschaft mit zwei weiteren im Gebiet des Oberrheins erschienenen Inkunabeln: Thomas de Argentina: »Scripta super quattuor libros Sententiarum, ebenfalls von Flach publiziert (1490) und (Ps.-) Johannes Nivellensis: »Concordantiae Bibliae et canonum« [Basel: Nicolaus Kessler, um 1488]. – Unter dem ansprechenden Titel »Die ganze Welt in einem Buch« stellt Falk *Eisermann* den Inhalt vier weiterer Frühdrucke aus den Publikationszentren Köln und Lübeck vor. Diese erschienen zwischen 1476 und 1480 und wurden zeitnah, offensichtlich aufgrund ihres vergleichbaren Inhalts, zu einem Sammelband vereint. Unter anderem ist Werner Rolewincks »Fasciculus temporum« enthalten, »ein Handbuch und Referenzwerk für alle relevanten Daten und Fakten der Heils- und Weltgeschichte« (S. 43). Hier ist es mit dem von einem norddeutschen Geistlichen nach der Rückkehr von einer Pilgerreise in das Heilige Land verfassten »Prologus Arminensis« kombiniert, der ersten gedruckten Beschreibung der Heiligen Stätten. Zwar ist der Text übersichtlich gestaltet, doch Abbildungen oder graphische Darstellungen wie in Bernhards von Breidenbach 1486 gedrucktem Pilgerbericht fehlen jedoch noch. Enzyklopädisches Wissen zur Ausgestaltung von Predigten erschließen die mit den beiden genannten Schriften kombinierten »Etymologiae« Isidors von Sevilla. Als Ergebnis lässt sich festhalten, dass dieses gezielt zusammengestellte Kompendium nützliches Wissen für den Gebrauch gebildeter Kleriker in Messe, Gottesdienst und Gebet enthält. – Lüder *Bach* widmet sich den von Gabriel C. Busch herausgegebenen Almanachen (publiziert zwischen 1797 und 1812) in einem weiteren Sammelband der Barther Kollektion. Angeregt durch französische Vorbilder zielten sie auf die Vermittlung aktuellen Wissens. Dokumentiert sind Entdeckungen in Wissenschaften, Künsten, Manufakturen und im Handwerk. Die Almanache bieten eine Synthese kürzerer Publikationen in nationalen und internationalen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, wobei die Beiträger fast immer anonym bleiben, die ausgewerteten Quellen aber benannt werden. Beispiele wie die jeweils auch im Bild inszenierte Erläuterung einer Apparatur zur Rettung Scheintoter oder die Entwicklung

eines Heimtaucheranzugs runden den Überblick ab. – Christian *Heitzmann* konzentriert sich auf die schon im ersten Band der Barther Bibliotheksgespräche im Überblick vorgestellten Handschriften und Handschriftenfragmente (S. 81f.) und wählte für die nähere Analyse einen breit überlieferten Klassiker des Hochmittelalters, »De missarum mysteriis« (Von den Geheimnissen der Messfeier) des Papstes Innozenz III. Um den Hochmut als Ursprung aller Laster zu bekämpfen, beschreibt dieser den menschlichen Lebensweg, von der Empfängnis bis zu dem von Höllenqualen gefolgteten Tod, erwähnt Krankheiten, Leid und Sündhaftigkeit. Der Traktat findet sich als handschriftlicher Faszikel inmitten mehrerer gedruckter Schriften in dem Barther Folioband Lit. B 19. – Hartmut *Möller* stellt ein Musikfragment vor, das sich als Einbandmakulatur einer Inkunabel aus der Bibliothek des Johannes Block erhalten hat. Es handelt sich um das Doppelblatt eines Graduales mit den am Ende der Karwoche intonierten Gesängen. Notation und Version der Melodie indizieren eine Entstehung im 12. oder 13. Jahrhundert in einem Zisterzienserkloster. Bücher aus Klöstern der Zisterzienserinnen und Zisterzienser im heutigen Mecklenburg-Vorpommern sind so gut wie unbekannt, insofern öffnet dieses kleine Fragment ein Tor in die Vergangenheit und erweist die beachtliche Aussagekraft der Materialität mancher historischer Bücher. Zusammen gelesen, zeigt der Inhalt beider Bände, wie viel sich mit dem spezifischen Engagement eines überschaubaren Personenkreises in Bewegung setzen lässt. Zweifellos ist die Kirchenbibliothek Barth für die Buch- und Überlieferungsgeschichte von besonderer Bedeutung.

Britta-Juliane Kruse, Wolfenbüttel

Jürgen *Petersohn*, Die Kamminer Bischöfe des Mittelalters. Amtsbiographien und Bistumsstrukturen vom 12. bis 16. Jahrhundert (Beiträge zur Kirchen-, Kunst- und Landesgeschichte Pommerns, Bd. 19). Schwerin – Thomas Helms Verlag 2015. 160 S. mit 5 Abb. und 4 Karten. ISBN 978-3-944033-09-9.

Der 2017 verstorbene Historiker Jürgen Petersohn hat seit den 1960er Jahren eine Vielzahl von wichtigen Bausteinen zur pommerschen Kirchengeschichte des Mittelalters geliefert. Zu seinen kleineren, gleichwohl grundlegenden Arbeiten zählen rund 30 Personenartikel über die Bischöfe von Kammin für die von Erwin Gatz herausgegebenen biographischen Lexika »Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches« zwischen 1198 und 1648.<sup>5</sup> Sie bilden den Grundstock für die Texte des vorliegenden Bandes, doch sind Bischofsreihe und Kurzbiographien nicht einfach aus den Lexikonbänden übernommen worden. Denn zum einen hat *Petersohn* Personenartikel über die ersten Kamminer Bischöfe bis zum Beginn ihrer Erfassung durch die Gatz'schen Lexika im Jahre 1198 hinzugefügt (Adalbert 1140–1163/64, Konrad I. 1163/64–1186, Siegfried I. 1186–1191). Zum anderen ergeben sich »unter dem Primat der örtlichen Gegebenheiten« (S. 8) gegenüber den Lexika mit ihrer kurialen Perspektive einige Umstellungen in der Bischofsreihe des 14. und 15. Jahrhunderts, die einerseits zum Entfallen einiger in Pommern nicht anerkannter Elekten und Gegenbischöfe, andererseits zur Neuaufnahme eines von der Kurie nicht bestätigten Postulaten (Ludwig von Eberstein nach 1471–1478) geführt haben. Die bischöflichen Titelträger aus dem pommerschen Herzogshaus nach 1556 sind nicht mehr Gegenstand der Betrachtung. Die Ankündigung, die übernommenen Artikel seien inhaltlich »erheblich erweitert und überarbeitet« worden (S. 8f.), ist vor allem bei den Biographien der späten Bischöfe seit dem Ende des 15. Jahrhunderts zu spüren. Bis dahin beschränken sich die Änderungen zumeist auf die Einarbeitung der neuesten Literatur und auf einige sprachliche Umstellungen und Anpassungen. Über die biographischen Artikel hinaus bietet das Buch eine Einleitung, mit der der Autor seine Darstellung in die Gattung der kirchlichen Amtsbiographie einordnet, einen Abschnitt über den ottonenzeitlichen Bischof von Salz-Kolberg als

<sup>5</sup> Erwin Gatz (Hg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1198–1448. Ein biographisches Lexikon, Berlin 2001. – *Ders.* (Hg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448–1648. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1996.

einen vermeintlichen Vorläufer der Kamminer Bischöfe, den Versuch einer vergleichenden Synthese anhand der unterschiedlichen Besetzungsmodi des Kamminer Bischofsstuhls und ihres Nutzens für die Diözese sowie einen Abriss der Kamminer Bistumsgeschichte. Er basiert auf *Petersohns* Artikel für ein weiteres von Gatz herausgegebenes Handbuch über die »Bistümer des Heiligen Römischen Reiches«<sup>6</sup>, wurde jedoch für den vorliegenden Band um mehrere Aspekte erweitert (historische Voraussetzungen, »Vorläufer-Institution« Salz-Kolberg, Klosterwesen, Hochstift, kultische Individualität, Ikonographie, Kartographie des Bistums). Das Buch schließt mit einer bis 2015 aktualisierten Bibliographie, einem nützlichen Glossar kirchenrechtlicher Fachbegriffe, mit einem leider allzu dürftigen Namen- und Sachregister sowie einigen Abbildungen und Karten. Als Fazit lässt sich festhalten: Selbst da, wo das großzügig gesetzte und hübsch eingebundene Buch nur wenig über die Artikel der Gatzschen Lexika über die Bischöfe von Kammin hinausgeht, liegt sein Verdienst doch darin, diesen nach wie vor gültigen Kenntnisstand auch denjenigen Erforschern und Freunden der pommerschen Geschichte leichter zugänglich zu machen, die sich die aufwendigen Lexikonbände über die Bischöfe des gesamten Reiches nicht in den eigenen Bücherschrank stellen können oder wollen.

Bengt Büttner, Marburg

Wassermühlen und Wassernutzung im mittelalterlichen Ostmitteleuropa, hgg. von Martina *Maříková* und Christian *Zschieschang* (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 50). Stuttgart – Franz Steiner Verlag 2015. 340 S. mit zahlr. s/w und Farbabb. ISBN 978-3-515-10999-4

6 Jürgen *Petersohn*, Bistum Kammin (ecclesia Caminensis, exempt), in: Erwin *Gatz* (Hg.), Die Bistümer des Heiligen Römischen Reiches. Von ihren Anfängen bis zur Säkularisation, Freiburg 2003, S. 267–272.

Ein von der archäologischen und der historisch-geographischen Forschung für Pommern beklagtes Desiderat ist die Aufarbeitung der Geschichte des Mühlenwesens seit dem Mittelalter. Dies trifft gleichermaßen für die Wassermühlen wie für die Windmühlen zu. Weder steht ein Inventar der in den Quellen und im Geländebefund nachweisbaren Mühlenstandorte zur Verfügung noch gibt es hinsichtlich der Auswirkungen der Mühlenstau auf die Kulturlandschaft belastbare Aussagen, die es der Forschung ermöglichen würden, z. B. deren Einfluss auf Wüstungsprozesse im Spätmittelalter genauer zu charakterisieren. Welche Möglichkeiten ein interdisziplinärer Ansatz für die einzelnen Regionen Ostmitteleuropas bei der Beantwortung dieser Fragen bietet, zeigt der Abschlussband zu einem mehrjährigen Projekt, das am GWZO, dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig (das seit 2017 zur Leibniz-Gemeinschaft gehört, zu deren Gründungsmitgliedern u.a. das Herder-Institut in Marburg zählt), betrieben wurde. Auch wenn die hier untersuchten Beispiele sich auf den mitteldeutschen Raum, Bayern, Böhmen mit den Lausitzen, Schlesien und Mähren konzentrieren, so können die Erkenntnisse doch bis zu einem gewissen Grad auch für das nördliche Ostmitteleuropa adaptiert werden und solcherart für die Forschung in Pommern nutzbar werden. Die Studien reichen von der Rekonstruktion sowohl der Witterung aus mittelalterlichen Quellen als auch der wasserbaulichen Erschließung von Landschaftsräumen über die Kunstgeschichte, die Historische Geographie, die Namenkunde bis hin zur Archäologie und Denkmalpflege.

Am Beispiel der Zisterzienserklöster in Mecklenburg, hier insbesondere Doberan, und Brandenburg, hier vor allem Paradies und Chorin, zeichnet Winfried *Schich* die Bedeutung der Wassermühlen für deren Ökonomie nach. Auch wenn sich bei den Feldklöstern der anderen Orden, z. B. den Benediktinern und den Prämonstratensern, ebenfalls Wassermühlen nachweisen lassen, so folgt *Schich* doch der These Paul Benoits von der »zisterziensischen Wassertechnik«, einer besonders engen Verbindung zwischen Kloster- und Wasserbau bei die-

sem Orden. Dies ist nach seiner Ansicht auch durch die engen Verflechtungen zwischen Mutter- und Tochterklöstern sowie die jährlichen Generalkapitel der Äbte in Cîteaux bedingt, die einen regelmäßigen Austausch über Innovationen nicht zuletzt bei der Weiterentwicklung des Mühlenwesens ermöglichten.

Um aus der Vielzahl der Beiträge ein weiteres Beispiel herauszugreifen, sei auf den eindrucksvollen Aufsatz der Kunsthistorikerin Lenka *Panušková* verwiesen, die sich mit der Mühle in der Bildtheologie des Mittelalters beschäftigt und dafür Beispiele aus ganz Mitteleuropa zusammengestellt und kategorisiert hat. Bei den Darstellungen von Hostienmühlen geht sie (ab S. 112 und auf Farbtafel 10 auf S. 331) auf den auch im überregionalen Vergleich bemerkenswerten Altar der Thomaskirche in Tribsees ein. Wie die Autorin allerdings zu der Auffassung gelangen konnte, es handele sich bei St. Thomas um eine Klosterkirche der Zisterzienser, bleibt ein Rätsel. An der Stadtpfarrkirche von Tribsees amtierte der Archidiakon des gleichnamigen östlichsten Verwaltungsbezirks innerhalb des Bistums Schwerin, der den festländischen Teil des Fürstentums Rügen umfasste. Dieser Archidiakon residierte allerdings in Stralsund in einem Quartier zwischen dem Dominikanerkloster St. Katharinen und dem Franziskanerkloster St. Johannes, in dem sich auch die Höfe der Zisterzienserklöster von Neuenkamp, Hindense und Eldena sowie letztlich auch der Hof des Landpropstes von Rügen, des Vertreters des Bischofs von Roskilde, befand, wie Bengt Büttner in seiner 2007 im Druck erschienenen Göttinger Dissertation anschaulich beschrieben hat. Wenn es Lenka *Panušková* also um die Hypothese ging, dass es zwischen dem Archidiakon von Tribsees und z. B. dem auf halber Strecke zwischen Tribsees und Stralsund gelegenen größten Zisterzienserkloster dieser Region, Neuenkamp, Kontakte gegeben haben könnte, hätte sie richtig gelegen.

Haik Thomas Porada, Leipzig

Jens E. *Olesen*, Erich von Pommern und Christopher von Bayern – Studien zur Kalmarer Union (Publikationen des Lehrstuhls für

Nordische Geschichte, Bd. 21), Greifswald – Druckhaus Panzig 2016. 340 S. ISBN 978-3-86006-443-6

Eine Ära ist zu Ende. Just in dem Moment, da diese Anzeige geschrieben wird (2. Oktober 2017), hat Jens E. *Olesen*, seit 1996 Inhaber des Lehrstuhls für Nordische Geschichte am Historischen Institut der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, seinen letzten Arbeitstag als Universitätsprofessor hinter sich gebracht. Er verstand die Nordische Geschichte immer auch als Geschichte des gesamten Ostseeraumes und hat in den 21 Jahren zahlreiche Publikationen veröffentlicht bzw. in den beiden Reihen seines Lehrstuhls herausgegeben, die auch genauso gut in Veröffentlichungsreihen zur pommerischen Landesgeschichte hätten publiziert werden können. Für seine Beliebtheit unter Kollegen und Studierenden spricht der Umstand, dass ihm zwei Festschriften zum 60. und zum 65. Geburtstag zugeeignet wurden. In dem hier vorliegenden Band nun hat er 17 Aufsätze wieder veröffentlicht, die seit 1981 in verschiedenen Sammelbänden und Zeitschriften erschienen sind. Sie behandeln alle das Generalthema Frühzeit der Kalmarer Union, also des Staatenbündnisses von Dänemark, Norwegen (mit Island, den Färöern und Grönland) und Schweden (mit Finnland) seit 1397 und ihrer ersten beiden Regenten Erich von Pommern und Christopher von Bayern.

*Olesen* kann zweifellos als einer der besten Kenner dieser Thematik gelten. Da, wie er selbst im Vorwort schreibt, einige der Erstveröffentlichungen nur schwer zugänglich sind, wird der interessierte Leser dieses Buch gern in die Hand nehmen. Eine zusätzliche Erleichterung für den deutschsprachigen Leser dürfte die Übersetzung von drei ursprünglich auf Dänisch verfassten Beiträgen sein. Dass die Kalmarer Union insgesamt und ihr erster König, der aus dem Greifenhaus stammende Erich von Pommern, der ja mit Taufnamen Bogislaw hieß, für die pommerische Landesgeschichte von erheblicher Relevanz sind, braucht nicht weiter hervorgehoben werden. Jens E. *Olesen* hat die pommerischen Bezüge in der Biographie Erichs von Pommern und der Frühzeit der Kalmarer Union erst kürzlich in einem beeindruckenden Vortrag auf der Jahrestagung unserer Gesellschaft im Septem-

ber 2017 in Stralsund aufgezeigt und damit zugleich den Beweis geliefert, dass die Thematik noch längst nicht ausgearbeitet und auch künftig von ihm noch der eine oder andere Beitrag zu erwarten ist.

Weit weniger bekannt als sein Vorgänger, und das nicht nur wegen der vergleichsweise kurzen Regierungszeit von acht Jahren, ist Christopher von Bayern. Er wird in immerhin fünf Beiträgen behandelt. Und es darf auch nicht übersehen werden, dass der in den drei Reichen abgesetzte Erich von Pommern ihn überlebte.

Wer sich künftig mit diesen beiden Regenten und dem ersten halben Jahrhundert der Kalmarer Union beschäftigt, wird diesen Band dankbar zur Hand nehmen.

Dirk Schleinert, Stralsund

Lisaweta von *Zitzewitz*, *Pomorze Wschodnie za czasów panowania Gryfiów – Ostpommern zur Zeit der Greifenherrschaft (Zeszyty Kulickie – Külzer Hefte 12)*. Szczecin – Fundacja Akademii Europejskiej Kulice-Külz – Stiftung Europäische Akademie Külz-Kulice. 312 S. mit zehn Abb. ISBN 978-83-946698-0-5

Vom 21. bis 23. Oktober 2011 fand in Külz bei Naugard eine Tagung der Stiftung Europäische Akademie Külz-Kulice statt, die sich vorrangig mit der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte des Raumes zwischen Persante im Westen und Weichsel im Osten beschäftigte und zugleich auch die Reflektion über diese Zeitspanne in der nationalen Geschichtsschreibung und Literatur auf deutscher und polnischer Seite im 19. und 20. Jahrhundert beleuchten sollte. Dafür hat die Herausgeberin den Spagat gewagt, den vor allem in der Zwischenkriegszeit auf deutscher Seite populären Terminus Ostpommern, der damals von den Zeitgenossen im wesentlichen mit dem Regierungsbezirk Köslin innerhalb der preußischen Provinz gleichgesetzt wurde, und den auf polnischer Seite seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgebrauchten Terminus *Pomorze Wschodnie* für Pommerellen bzw. Westpreußen zu einem Raumkonstrukt zusammenzufassen und zum Gegenstand von Vorträgen auf je-

ner deutsch-polnischen Tagung zu machen. Die kurzzeitigen Phasen im Hoch- und Spätmittelalter, in denen es zu Versuchen kam, die westslawischen Pomoranen im Raum zwischen Oder und Weichsel unter einer einheimischen Dynastie zusammenzufassen, haben offenkundig kaum Wirkmächtigkeit für das Geschichtsbewusstsein in den folgenden Jahrhunderten erlangt, entwickelte sich doch der Odermündungsraum zu einem bis 1637 eigenständigen Herzogtum innerhalb des Heiligen Römischen Reiches weiter, während für den Bereich südlich und westlich von Danzig nach kurzen Intermezzi diverser Herrschaftsansprüche bis ins 15. Jahrhundert der Deutsche Orden als Landesherr der besonderen, d. h. nicht-dynastischen, Art konstitutiv wurde, ehe der weitere Weg Westpreußens bis zum Ende der Frühen Neuzeit von der polnischen Krone maßgeblich bestimmt wurde. Sicherlich kann für weite Bereiche Westpreußens und für die östlichen Landstriche Hinterpommerns um Stolp, Lauburg und Bütow als Gemeinsamkeit angesehen werden, dass sich hier das Pomoranische in Gestalt des Kaschubischen als eigenständige westslawische Sprache bis ins 20. Jahrhundert bei einer kleinen Minderheit in Resten erhalten hatte, aber für eine wie auch immer geartete gemeinsame »ostpommersche Identität« der hier lebenden Bevölkerung hat es nicht gereicht. Ob die Bemühungen der polnischen Historiographie eines Tages von Erfolg gekrönt sein werden, ihre Raumkonstrukte von Ost- und Westpommern aus der langen Ära einer nationalen Umdeutung der Geschichte des südlichen Ostseeraums auch im Bewusstsein der deutschen Nachbarn durchzusetzen, bleibt abzuwarten. Zumindest bei Übersetzungen aus dem Polnischen, nicht zuletzt in den unreflektierten Medien oder in Urlaubskatalogen ist der Trend schon seit Jahren ablesbar.

Der Band zur Külzer Tagung von 2011 bietet jetzt die z. T. grundlegend erweiterten und aktualisierten Fassungen der damaligen Vorträge in der jeweiligen Sprache der Referenten, ergänzt um eine kurze Zusammenfassung in der jeweils anderen Sprache. Nach einer Einleitung der Herausgeberin, in der sie ihre Raum- und Themenwahl begründet, widmet sich Ralf-Gunnar *Werlich* der Herrschaft der Greifen im östlichen Pommern und ihren Beziehungen



zu den umliegenden Mächten. Bronislaw *Nowak* widmet sich der Entwicklung der Stadt Stolp am Übergang vom 13. zum 14. Jahrhundert, als das noch junge Gemeinwesen sich zwischen den konkurrierenden Ansprüchen der Greifenherzöge, der Markgrafen von Brandenburg, des Deutschen Ordens sowie der polnischen Könige zu behaupten suchte. Christian *Gahlbeck* bietet einen Überblick zu den askanischen Bemühungen, ihre Landesherrschaft zwischen Oder und Weichsel auszubauen. Dabei entsteht ein anschauliches Bild von der östlichen Flanke eines expansiven Bestrebens aus der Mark Brandenburg in Richtung auf die Ostseeküste, das auch weiter westlich gegenüber Mecklenburg und in Vorpommern zur gleichen Zeit zu beobachten war. Krzysztof *Kwiatkowski* widmet sich den Auswirkungen der Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 zwischen Polen-Litauen und dem Deutschen Orden auf die einzelnen Teilherrschaften der Greifen innerhalb des Herzogtums Pommern. Felix *Escher* fragt nach der Stellung des Klosters Bukow, einer Tochter des aus Doberan neu besetzten Zisterzienserklosters in Dargun, im Rahmen der Durchsetzung von Landesherrschaft an der östlichen Grenze des von den Greifen zu einem Herzogtum zusammengefassten Territoriums. Jörg *Riecke* beleuchtet die Stellung des (Nieder-)Deutschen im Reigen der Sprachen, die zwischen Oder und Weichsel seit dem Mittelalter gesprochen wurden. Roswitha *Wisniewski* und Bogusław *Bakula* beleuchten aus deutscher bzw. polnischer Perspektive die Thematisierung der Geschichte des östlichen Hinterpommerns und Pommerellens in der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Abgeschlossen wird der gut redigierte Band durch die Beiträge von Katarzyna *Woniak* und Paweł *Migalski*, die zum einen die Sicht der polnischen Geschichtswissenschaft auf die pommersche Geschichte skizzieren, zum anderen das von der deutschsprachigen Forschung seit dem 19. Jahrhundert entworfene Bild von Pommern im Mittelalter zu fassen suchen.

Das zwölfte Külzer Heft erinnert einmal mehr an die hohe Qualität, die den Begegnungen deutscher und polnischer Wissenschaftler in Hinterpommern innewohnte, so lange die von Lisaweta von *Sitzewitz* auf Augenhöhe organisierten Tagungen und Exkursionen in dem klei-

nen Dorf vor den Toren Naugards eine Heimstatt hatten. Nach dem für die polnische Seite unrühmlichen Ende der Tätigkeit der Stiftung Europäische Akademie Külz-Kulice im für ihre Zwecke mit maßgeblicher Förderung aus deutschen Steuergeldern hergerichteten Bismarckschen Herrenhaus in Külz war die Drucklegung dieses Bandes nur dank der finanziellen Unterstützung durch den Verein zur Förderung der deutsch-polnischen Zusammenarbeit e. V. möglich. Die bedauerlichen äußeren Umstände erklären auch, warum es bis zur Publikation der Vorträge sechs Jahre dauerte.

Haik Thomas Porada, Leipzig

Sonja *Birli* (Bearb.), Horst *Wernicke* (Hg.), Das Hafенbuch von Trepow an der Rega 1536–1569 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, 62). Köln-Weimar-Wien – Böhlau Verlag 2017. ISBN 978-3-412-20695-6

Einen überraschenden Fund machte Haik Thomas Porada bei den Arbeiten an seinem bereits 2005 im Druck vorgelegten Archivführer »Pommern, Skandinavien und das Baltikum. Sacht-hematisches Archivinventar zu den frühneuzeitlichen Beständen an Nordica, Baltica und Sueco-Pomeranica im Staatsarchiv Stettin«, als er auf das hier vorliegende Hafенbuch von Trepow an der Rega, einer Kleinstadt in Hinterpommern, stieß und seinen Lehrer Horst Wernicke auf diese außergewöhnliche Quelle aufmerksam machte. Das Buch ist das einzig erhaltene Hafенbuch der Stadt, die ihren Hafen in Konkurrenz zum benachbarten Kolberg betrieb, von dem mehrere hundert Hafенbücher erhalten sind. Erst bei der Bearbeitung stellte sich offenbar heraus, was man da gefunden hatte – eine erstrangige Quelle für die Beantwortung der Frage, was u. a. mit dem Einzug von Kirchengut im Rahmen der Reformation geschah – das Geld wurde zum Bau eines neuen Hafен bei Deep verwendet. Gleichzeitig erfasst die Quelle die Ausgaben des neuen Hafens. Der Text ist sorgfältig transkribiert und durch zwei Personen- und ein Ortsregister erschlossen, die auf die Funde in der Quelle, nicht in



der Edition hinweisen, was zunächst ungewöhnlich erscheint, aufgrund des knapp gehaltenen Quellentextes aber kein Problem ist. Die Bearbeiterin beschreibt zunächst sehr kundig das Manuskript und kann ein Wasserzeichen vorstellen, das sich bisher nicht in der Kartei Piccard nachweisen lässt. Grundlegend ist auch ihre Identifizierung der elf verschiedenen Schreiber, von denen wenigstens vier aus der Mitte des Rates bestellte Hafenherren waren. Inhaltlich kann *Birli* überzeugend nachweisen, dass das Buch die Einnahmen, mit denen der Bau des Hafens finanziert wurde und die Ausgaben bei den Bau- und Instandsetzungsarbeiten des Hafens erfasst. Der Bau eines neuen Hafens wurde notwendig, nachdem der Hafen bei Regamünde von den benachbarten und konkurrierenden Kolbergern mit Schiffswracks gesperrt worden war. Also wurde 4 km flußaufwärts ein neuer Zugang zum Meer gegraben. Birli kann interessante Angaben zu diesem Hafenbau machen und weist zahlreiche Rentenverträge mit Handwerkern, vor allem aber mit aufgelösten geistlichen Bruderschaften nach. Die Vermögen dieser durch die Reformation aufgelösten Bruderschaften wurden zur Hälfte für den Bau des Hafens, zur anderen Hälfte für Investitionen in den städtischen Ziegelhof verwendet – die Treptower konnten ihre Dachziegel dadurch zu einem günstigeren Preis erwerben.

Nach diesen inhaltlichen Aussagen trifft Bearb. Aussagen zur Gliederung des Textes und stellt fest, dass das Hafensbuch stringent in Einnahmen und Ausgaben geteilt ist und ordnet die einzelnen Seiten den von ihr identifizierten Schreibern zu. Danach verfolgt sie die Geschichte der Handschrift, arbeitet heraus, dass es mindestens ein älteres Hafensbuch gegeben haben muss und erklärt das Zustandekommen der vorliegenden Handschrift. Schließlich erklärt sie die Gestaltung der Edition, gibt einen kurzen Einblick in das Geldsystem, das im Buch zur Anwendung kommt und sensibilisiert mit ihrer Aufstellung für die Unterschiede zwischen Stettiner und Stralsunder Währung. Der gesamte Vorspann wie auch Edition und Register sind sehr professionell und genau gearbeitet, *Birli* empfiehlt sich damit wärmstens für weitere Editionen spätmittelalterlicher und / oder frühneuzeitlicher Texte.

Das Buch zeugt zudem von der guten Partnerschaft zwischen Stettiner und Greifswalder Wissenschaftlern. Karin Ritthaler aus Greifswald und Paweł Gut aus Stettin übersetzten die beiderseitigen Vorworte, Karin Ritthaler zudem die Einleitung ins Polnische, um zu gewährleisten, dass diese Quelle die bestmögliche wissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren kann. Dieses kollegiale Vorgehen macht Mut für weitere Projekte und weckt Hoffnungen auf eine Belebung der pommerschen Landesgeschichte durch eine gleichberechtigte deutsch-polnische Zusammenarbeit.

Etwas wehmütig stimmt es schon, das letzte Produkt des Greifswalder Hanselehrstuhls in der Hand zu halten. Jahrzehntlang stand die Greifswalder Schule mit Johannes Schildhauer, Konrad Fritze, Walter Stark, Horst Wernicke und vielen anderen für einen alternativen Zugang zur Hanse. Ihre Stärke war zweifellos die homogene Zusammensetzung der Arbeitsgruppe zur Hansegeschichte sowie die legendäre Diskussionskultur in dieser Arbeitsgruppe, mit der es gelang, nahezu alle Themen und Zielgebiete der Hanse qualitativ abzudecken und, damals noch weitgehend abgeschnitten von den westeuropäischen Quellen, zu erforschen. Zahlreiche Bände der Hansischen Studien, die bis heute ihren Wert haben, fassten die zumeist in Greifswald konzipierten, oft dort auch durchgeführten Tagungen zusammen, das Hansebuch von Fritze, Schildhauer und Stark löste große Diskussionen in der Forschung um die Existenz einer Städtehanse aus und beflügelte diese. Einer der letzten großen Streiche gelang mit der Herausgabe des von Walter Stark akribisch bearbeiteten Handelsbuches von Hildebrand Vekinchusen, dessen Edition schließlich von Albrecht Cordes zum Erfolg geführt wurde. Nun, nach einer großen Zusammenschau in der Festschrift zum 65. Geburtstag von Horst Wernicke, an der u. a. die Bearbeiterin als Hg. mitwirkte, geht das Licht am Greifswalder Hanselehrstuhl aus. Der traditionsreiche Lehrstuhl, der einzige seiner Art weltweit, wird auf Beschluss der Philosophischen Fakultät mit dem Ruhestand Wernickes eingespart – wie das bei einem erklärten Ostseeraumschwerpunkt in der Forschung möglich ist, wird ein Geheimnis bleiben. Umso mehr freut man sich, dass dieses letzte am Greifswalder Hanselehrstuhl ent-

standene Buch der Edition einer Quelle galt. Und wer Quellen ediert, der lädt zum Forschen und Interpretieren ein und wer andere zur Beschäftigung mit einem Gegenstand einlädt, der wird zumindestens in der Diskussion bleiben – Weisheit der Fakultät hin oder her.

Nils Jörn, Wismar

Jörg *Zapnik* (Bearb.), Repertorium der Policeyordnungen der pommerschen Städte bis zur Reichsgründung 1871 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern, Reihe IV: Quellen zur Pommerschen Geschichte, Bd. 16). Köln-Weimar-Wien – Böhlau Verlag 2016, 695 S.  
ISBN 978-3-412-50519-6

Den Archivar freut es immer, wenn die Historiker seine Einrichtung betreten und mit den hier verwahrten originalen Schriftquellen arbeiten, sind doch dann zumeist neue Ergebnisse und Erkenntnisse zu erwarten. Damit die Arbeit im Archiv aber möglichst effektiv vorstatten geht und der Archivar auch seiner kuratorischen Verantwortung gegenüber dem ihm anvertrauten Archivgut nachkommen kann, spricht unnötige Aushebungen und Benutzungen vermieden werden, da diese auch immer eine Belastung für die Archivalien darstellen, ist eine möglichst tiefgehende Erschließung der Bestände unerlässlich. Die moderne Informationstechnologie leistet mit entsprechenden Datenbanken bei der Erfassung und Strukturierung inzwischen unverzichtbare Dienste und das Internet sorgt seit seiner im großen Maßstab vollzogenen Einführung vor rund 20 Jahren für komfortable Recherchemöglichkeiten. Dennoch sind auch gedruckte Bestandsverzeichnisse und Quelleninventare wie das hier anzuzeigende heute noch unverzichtbar. IT-basierte Informationsträger haben einen ganz entscheidenden Nachteil: Sie verursachen die in der Verwaltung so ungemein gefürchteten Folgekosten, weil eine IT-Struktur nicht nur geschaffen, sondern auch gepflegt werden muss. Vernachlässigten Internetseiten begegnet man im WWW immer wieder und sie wirken wie ein ungepflegtes Grundstück in einer schmucken Vorstadtsiedlung.

Bücher dagegen sind mit ihrer Herstellung von der Kostenseite her fast neutral, sieht man von den für ihre fachgerechte Lagerung erforderlichen Magazinen und sonstigen passiven Bestandserhaltungsmaßnahmen einmal ab. Und sie erfordern für ihre Benutzung keine weitere technische Infrastruktur, sondern nur die Lesefähigkeit des Benutzers einschließlich der ggf. notwendigen sprachlichen Kompetenzen bei fremd- oder altsprachigen Texten.

Der vorliegende Band ist das Ergebnis einer mehrjährigen Fleißarbeit, die nur zu leisten ist, wenn der Bearbeiter das notwendige Durchhaltevermögen dafür mitbringt. Jörg *Zapnik* hat es offenbar gehabt, sonst wäre diese Publikation nicht möglich gewesen. Allerdings hat es am Schluss wohl nur noch für die kurze, in Augen des Rezensenten entschieden zu kurze Einleitung gereicht, die leider einige offene Fragen übrig lässt, die dort hätten beantwortet werden müssen. Das Repertorium, man hätte auch Inventar sagen können, aber das ist Geschmacksache, ist alphabetisch nach den Städtenamen geordnet. Es beginnt mit Altdamm und endet mit Wollin. Warum die alphabetisch danach kommende Kleinstadt Zachan nicht mit aufgeführt ist, kann nur vermutet werden. Wahrscheinlich wurden keine Ordnungen gefunden? Auch stimmt die in der Einleitung genannte geographische bzw. administrative Zuordnung mit Verweis auf den Historischen und geographischen Atlas von Mecklenburg und Pommern, Bd. 2, S. 81 nicht, denn dort ist die Provinz Pommern in ihren Grenzen ab 1815/18 dargestellt, die mit Bildung der Provinz hinzugekommenen vorher neumärkischen Städte wie Dramburg, Schivelbein oder Tempelburg sind in diesem Band jedoch nicht berücksichtigt. Korrekter geographischer Rahmen ist daher wohl eher das mittelalterlich-frühneuzeitliche Herzogtum Pommern, seit 1648 zwischen Brandenburg-Preußen und Schweden geteilt. Auch wenn auf eine »umfangliche historischen Einleitung« (S. IX) verzichtet wurde, so wären einige Bemerkungen mehr als die auf den zweieinhalb Seiten gebotenen notwendig gewesen, um mit den erfassten Daten ohne Zuhilfenahme weiterer Sekundärliteratur arbeiten zu können. Wenigstens ein oder zwei Sätze hätte man zum Begriff »Policeyordnung« selbst verlieren können, umfasste Polizei in der frühen Neuzeit und auch noch im 19. Jahrhundert we-

sentlich mehr als das, was wir heute darunter verstehen, weshalb es ja auch mit »y« geschrieben wird. Und bei der Erläuterung des Beispiels auf S. X hätte für »Zeile 6: Materien (Inhaltsbeschreibung)« das zugrundeliegende Gliederungssystem mit angegeben werden müssen. So kann man nur vermuten, dass es sich an dem des Projekts »Repertorium der Policyordnungen der Frühen Neuzeit«, das seit über 20 Jahren läuft, anlehnt bzw. dieses übernommen hat. Der Verweis auf die Nutzung der von jenem Projekt entwickelten Datenbank bei der Erfassung lässt dies zur einigermaßen gesicherten Gewissheit werden.

Dass ein solches Verzeichnis aus verschiedenen Gründen, die auch benannt werden, nicht vollständig sein kann, liegt auf der Hand. Dennoch ist der vorliegende Band ein nützliches, ja unverzichtbares Nachschlagewerk, wenn es um das Auffinden von Policyordnungen der pommerschen Städte geht. Umfangreiche Register am Schluss des Bandes strukturieren die erfassten Daten zusätzlich. Der nächste Schritt wäre, die hier aufgelisteten Dokumente digitalisiert online zugänglich zu machen. Im Stadtarchiv Stralsund denkt man darüber jedenfalls mittelfristig nach. Denn auch das schützt die Originale und erspart dem Benutzer sogar den Gang ins Archiv.

Dirk Schleinert, Stralsund

Beate *Bugenhagen*, Die Musikgeschichte Stralsunds im 16. und 17. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern, Reihe V: Forschungen zur Pommerschen Geschichte, Bd. 49). Köln-Weimar-Wien – Böhlau Verlag 2015, Ill., 440 S. ISBN 978-3-412-22447-9

Auf der Basis eines arbeitsaufwendig recherchierten und gewissenhaft ausgewerteten reichen Archivmaterials an Kirchenordnungen, Schulordnungen, Lehrplänen, Ratsprotokollen, Visitationsberichten, Policy Ordnungen, Gerichtsakten, Gehaltsabrechnungen, ja einer Feuerwehroordnung usw. (vgl. S. 27f.) in der Hauptsache aus dem Stadtarchiv Stralsunds rekonstruiert die Verf. detailliert die Musikgeschichte Stralsunds von der Reformation bis et-

was über das Ende des 17. Jahrhunderts hinaus. Wo Quellen unvollständig oder dürftig sind, können benachbarte Archive und Monographien über das Musikleben und die Kirchen- bzw. Schulgeschichte anderer, meist norddeutscher Städte wie Rostock, Lübeck und Hamburg die Lücken im feinmaschigen Bild mit plausiblen gemachten Hypothesen füllen. Manchmal stellt die gewissenhafte Autorin fest, dass man etwas nicht wissen könne.

Aber sie weiß nach vieljährigem Aktenstudium enorm viel. Im Ansatz sozialgeschichtlich, spezifiziert sie ihr Erkenntnisinteresse und ihre Methode im Hinblick auf eine Strukturgeschichte, die Funktionszusammenhänge musikalischen Lebens einerseits und individuelles Handeln andererseits, d. h. Struktur und Ereignis in den Blick nimmt.

Nach einer umsichtigen Einleitung, in der das Projekt begründet, eingrenzt und in der Sekundärliteratur verankert wird, ist das erste Hauptkapitel dem Kantorat und dem Kirchengesang in Stralsund gewidmet. Die Kantoren hatten akademische Examen der Artistenfakultät, ihre Antrittsvorlesung hielten sie auf Lateinisch über die Bedeutung der Musik für das religiöse Leben. Dann wurden ihnen die Schlüssel und die Rute übergeben. Die musikalische Ausbildung hatten sie von der Schule her. Obwohl es ein kirchlicher Dienst war, mussten sie auch an der Lateinschule Sprache und Katechismus unterrichten (deswegen die Rute!). Dort waren die Sänger, die sie wiederum ausbildeten und deren musikalischen Einsätze im Gottesdienst, bei Beerdigungen und Hochzeiten, und – im Fall der »Symphonistae«, d. h. Chöre, die aus armen Schülern bestanden und sangen und »bettelten« – auf der Straße die Kantoren letztlich organisierten und beaufsichtigten, manchmal selbst leiteten.

Im Sinne von Luthers Kritik am Pomp der katholischen Messe wurde für die frühen Zustände festgestellt, dass die ganze Schule »sungen und grunsende als hungerige sögen« (S. 45). Mit neuen Schul- und Kirchenordnungen, Musiklehren, Kompositionen musste im Folgenden Ordnung und Qualität hergestellt und gesichert werden. Niederdeutsche, später hochdeutsche Kirchenlieder verdrängten, allerdings langsam, die lateinischen. Die Schüler lernten bis zu zehnstimmige Kompositionen ab Blatt und mit Solmisation zu singen, später wurden

auch Instrumentalisten, ja einzelne Berufssänger und – neu – »Violisten« – hinzugezogen. Der Kantor gehörte dem ersten der drei Stände Stralsunds an, er begann sich nach den 1670ern Musikdirektor zu nennen, um seine mit einem fürstlichen Kapellmeister vergleichbare soziale Bedeutung zu markieren.

In vielen Unterkapiteln und Unterabschnitten werden die verschiedenen Auswahl- und Anstellungsmodalitäten, Funktionen und Aspekte des Kantorats beleuchtet, bis hin zur »Witwen- und Töchterkonservierung«, die darin bestand, dass der Nachfolger die Witwe oder eine Tochter des Kantors heiratete.

Als nächstes folgt ein Kapitel über das Organistenamt. Wie alle Kapitel ist es mittels der gleichen Fragen aufgebaut: Zugewiesene Funktion in den Kirchenordnungen, die einzelnen Funktionsträger/Amtsinhaber, Ausbildung, Anstellung, Dienstverpflichtungen, Privilegien, Musik, materielle Verhältnisse und hier auch Orgelbau und Kalkanten (=Bälgetreter – es gab eine eigene Bälgetreterverordnung. Der Kalkant muss u. a. rechtzeitig Kohle bestellen, vgl. S. 269). Anders als die Kantoren waren die Organisten selten Akademiker, hingegen besaßen sie eine gründliche musikalische Ausbildung durch einen Lehrmeister. Ihr wachsendes Ansehen gewannen sie durch ihre Fähigkeiten am Instrument, durch eigene Kompositionen, im 17. Jahrhundert neue Generalbassspiel und Improvisationskunst. Kantor gab es in Stralsund jeweils nur einen. Organisten gab es an jeder der vier Kirchen, insgesamt 30 sind für den Zeitraum dieser Untersuchung dokumentiert, darunter Johann Vierdanck.

Im dritten Kapitel wird die Stralsunder Stadtmusik dargestellt. Ihre drei Säulen waren als erste die Ratsmusikanten, d. h. vom Rat angestellte Instrumentalisten mit dem Kunstpfeifer an der Spitze und einem extra Turmbläser, dem »Kuren«, der als Feuerwache seine Hauptaufgabe hatte. Dann die in einer Zunft organisierten Musikanten oder Spielleute, die musikalisch eher zweitklassig waren. Dazu kamen die sog. Hoboisten, das sind Militärmusiker der Garnison. Alle waren von Meistern zu Gesellen ausgebildet und spielten mehrere Instrumente, die sie selber anschaffen mussten. Die Militärmusiker, weil sie von Offizieren speziell ausgewählt und privat bezahlt wurden, waren oft die be-

gabtesten Musiker. Alle diese Musiker warteten bei Hochzeiten, Begräbnissen, öffentlichen Feiern und zunehmend, den Erfordernissen neuer Musikstile entsprechend, im Gottesdienst auf. Alles war streng geregelt: Status, Kompetenzen, Verdienst (festes Gehalt und Nebeneinkünfte), Steuerfreiheit etc. je nach Rang. Die Ordnungen wurden überwacht, Verstöße waren einklagbar und konnten geahndet werden. Trotzdem gab es viele Streitigkeiten und entsprechende Klagen. Vor allem eine vierte Gruppe, die Pfuscher, Bönhasen und Bierfiedler – auch die genau definiert mit Platz im Regelwerk – beeinträchtigten die Extraverdienste der anderen, z. B. bei Hochzeiten auf dem Land.

Stralsund ließ sich zu Glanzzeiten die Musik etwas kosten, damit sie zum Ruf und Ansehen der ganzen Stadt gereiche. Man konnte mit den Singechören, der Orgelmusik und den Instrumentalisten imponierende Konzerte bestreiten, man ließ Orgeln bauen, viele Kantoren und Organisten komponierten und schrieben musiktheoretische Werke.

Ein Anhang gibt die Werkverzeichnisse der Kantoren und Organisten wieder. Weiter findet der interessierte Leser dort Beispiele für interessante Bestallungsurkunden, Ratsverordnungen, Verträge zur Orgelrenovierung, Berichte über Orgel-Probespiele. 1677 z. B. wird festgestellt, dass drei Bewerber für den Organistenposten an St. Nikolai, was die »fertigkeit der faust betrifft«, fast gleichrangig seien. Bevorzugt wird aber ein schlichter Vortrag im Dienste der Andacht anstelle des »orgelgewirrs« eines Mitbewerbers, der offenbar auf Virtuosität setzte (S. 373). Die systematische Anlage des Buches macht, dass die geschichtliche Entwicklung anhand der drei Musikergruppen jeweils immer wieder von vorne erzählt wird, wobei ein paar Wiederholungen unvermeidlich sind. Und der Plot wird durch die Isolierung der Strukturelemente/Aspekte etwas auseinander gerissen; kulturelle und stadthistorische, kriegerische Kontexte sind jeweils nur knapp angedeutet. Dafür erhält der Leser, bei dem an ein Fachpublikum gedacht ist, zuverlässige, auf kritischer Quellenrecherche und -analyse fundierte und wohl erschöpfende Information. Man kann das Buch auch als Lexikon nutzen und die geschichtliche Entwicklung jedes Einzelaspekts bei den drei Musikergruppen durch Vergleiche verfolgen.

Die akribisch recherchierte, faktenreiche, methodisch reflektierte und klar gegliederte Musikgeschichte Stralsunds von Beate Bugenhagen stellt eine imponierende Forschungsleistung dar. Sie vermittelt solides Wissen und gibt einen Eindruck von einer Kultursparte, in der Kirche und weltliche Obrigkeit im Verein danach strebten, nichts dem Zufall zu überlassen. Hier nahm man die Musik ernst! Das beeindruckende Bild einer an den Umständen (zeitweise Kriege, Belagerungen, Feuersbrünste, Pest, Bevölkerungsrückgang gegen Ende des 17. Jahrhunderts) und Größe der Stadt gemessen reichen Stadtkultur stimmt überein mit dem Eindruck, den ich vom Niveau der Stralsunder Dichtung dieses Zeitraums, der Gelegenheitschriften habe.

Walter Baumgartner, Greifswald

Andrea Voß, Reisen erzählen. Erzählrhetorik, Intertextualität und Gebrauchsfunktionen des adligen Bildungsreiseberichts in der Frühen Neuzeit (Neue Bremer Beiträge, Bd. 20). Heidelberg – Universitätsverlag Winter, 2016. 349 S. mit zahlr. Abb. ISBN 978-3-8253-6591-2

12 »Den Zwölfften, gehn Gravescende Sechß Meile, aldha sein wir in ein Booth getretten, Unndt haben unß den schönen breitten strom, die Temis oder Tamesin hinauff rudern lassen, Biß gehn Lünden, dieser Fluvi<us> ist ein stattlicher Portt, dergleichen in ganz Europa nit zu finden, [...]«

Dieser Textausschnitt schmückt das Cover der hier anzuzeigenden literaturwissenschaftlichen Dissertationsschrift, er repräsentiert das Reisetagebuch des pommerschen Erbprinzen Philipp Julius (1584–1625) von 1605, verfasst vom ehemaligen Präzeptor und zum Zeitpunkt der Erstellung Prof. jur. an der Greifswalder Landesuniversität Friedrich Gerschow (1568–1635). Die umfangreiche Prachthandschrift aus der ehemaligen Wolgaster Schlossbibliothek wird erstmalig in einer Dissertation<sup>7</sup>, die Andrea Voß

2015 in der Greifswalder Germanistik verteidigte und bereits im darauf folgenden Jahr publizierte, unter verschiedenen Aspekten analysiert: medientheoretisch (Medium der Handschrift), narratologisch (erzählerische, rhetorische, intertextuell und medial bedingte Darstellungsmodi und -strategien) sowie funktional-kommunikativ (aus der Textualität und Medialität ableitbare Adressierungen und Gebrauchsfunktionen). In der vergleichend angelegten Arbeit, die am Greifswalder Lehrstuhl für Ältere deutsche Sprache und Literatur und betreut von Monika Unzeitig entstand, wurden exemplarisch elf deutschsprachige adlige Bildungsreiseberichte zwischen 1536 und 1632 ausgewählt und untersucht mit dem Ziel, »den adligen Bildungsreisebericht im 16. und frühen 17. Jahrhundert auf breiter Textgrundlage gattungshistorisch zu beschreiben« (S. 275). Dessen Präsenz in der Frühzeit der Reiseberichtspraxis hatte bisher kaum Niederschlag in der interdisziplinären Reiseberichtsforchung gefunden, was die Verfn. auf die Unzugänglichkeit der Texte zurückführt. Allein schon unter dem Aspekt der Auffindung und Auswertung des bisher zumeist unentdeckt in Archiven schlummernden handschriftlichen Materials verdient diese Arbeit Lob und Würdigung. Die als Fallbeispiele ausgewählten Texte entstammen einem Korpus von 36 eingesehenen und analysierten Handschriften, im Anhang sind insgesamt 60 Titel verzeichnet, deren Beschreibung nach den Kriterien Datierung, Kurztitel, Ort und Signatur, kodikologische Eckdaten, Verfasser, Textstatus, Anmerkungen und Editionsstatus (S.285–296) genügend Forschungsimpulse für diverse Disziplinen bereithalten dürfte. Da eine repräsentative pommersche Handschrift hier erstmalig analysiert und in die frühe Reiseberichtspraxis eingeordnet wird, seien die theoretisch-methodischen Grundlagen kurz referiert und einige Ergebnisse zu diesem landesgeschichtlich herausragenden Dokument aus der Dissertation herausgelöst und vorgestellt.

Die den beiden Hauptkapiteln vorangestellten methodischen Überlegungen (S. 43–80) führen den Prozess der Erarbeitung der Ana-

7 Es ist zugleich die erste umfangreiche wissenschaftliche Arbeit über das Reisetagebuch, bisher existieren vier Aufsätze (jeweils ein geschichtswissen-

schafilicher und kunsthistorischer sowie zwei literaturwissenschaftliche).

lysebegriffe klar strukturiert, gedanklich und sprachlich konzipiert, so dass nicht nur (einmal mehr) die Unhintergebarkeit der Textualität des Reiseberichts, der gerne als wahre, authentische Quelle behandelt wurde, nachgewiesen wird, sondern auch und vor allem praktikable, dem historischen Textstatus angemessene analytische Begriffe und Verfahren entwickelt und bereitgestellt werden. Die Analyseparameter gewinnt die Verf. aus der zeitgenössischen rhetorisch bestimmten Textpraxis, da der zur historiographischen Gattung zählende Reisebericht (*historia vera!*) über keine eigene poetologische Definition(sgeschichte) in der Tradition von Aristoteles bis Opitz verfügt, auf die hätte zurückgegriffen werden können. Darüber hinaus gewinnt die Verf. Parameter aus Theoriesegmenten der Narratologie und Intertextualitätstheorie, die sie ständig reflektiert unter dem Horizont der medialen und rhetorischen Produktionsumstände frühneuzeitlicher Texte. So entwickelt die Verf. beispielsweise in (der narratologisch axiomatisch geforderten) Abgrenzung von der Verfasserkategorie – der seinerseits das von der Rhetorik zentral gesetzte Redesubjekt entspricht, das als historisch-biographische Instanz mit »seine(n) Beobachtungen und Erfahrungen [...] die Glaubwürdigkeit des Berichts« (S. 48) garantiert – einen tragfähigen textinternen Sprecherbegriff für diese vormodernen faktualen Erzähltexte (Gebrauchstexte), den weder (historisch) die Rhetorik noch (aktuell) die auf fiktionale Erzähltexte fokussierte Narratologie konzeptuell bereitstellen. Der gattungskonstitutiven Zuverlässigkeitsforderung an den empirischen Verfasser kann sie begegnen, indem mittels dieser textinternen Sprecherinstanz »Argumentationsstrategien und Darstellungsverfahren [...] unabhängig vom Einzelfall und der konkreten Verfasserperson« identifizierbar und in übergreifenden Funktionskontexten verortbar werden. Sogar das »Unterlaufen außertextueller sozialer Konventionen« (alle Zitate S. 50) kann sie nachweisen, wie sie es an dem pommerischen Bildungsreisebericht Friedrich Gerschows demonstriert. Als »Verfasser eines Auftragsreiseberichts« nutze er »über die Pflichterfüllung hinaus den Bericht für die Selbstdarstellung als erfahrener [...] Gelehrter« (S. 49). Neben der Ausgestaltung von Sprecherrollen untersucht die Verf. narrati-

ve und deskriptive Darstellungsmodi, episodische und anekdotische Erzählformen in den Berichten, markierte und unmarkierte intertextuelle Einschreibungen. Neben der Bestimmung ihrer gattungsrelevanten Funktionen konzentriert sich die Verf. auf die Herausarbeitung ihrer Gebrauchsfunktionen, die sie als textinterne Adressierung und Leserlenkung fasst. Was den intendierten Adressatenkreis von Gerschows Tagebuch angeht, verweisen die textlichen Phänomene zentral – natürlich – auf den jungen Herzog Philipp Julius als Auftraggeber (seit 1604 Regent des Wolgaster Teils des pommerischen Herzogtums), auf die Mitglieder der Reisegesellschaft, die Räte als weitere Auftraggeber (in der Rolle als »Vollzieher« des testamentarisch niedergelegten väterlichen Willens) sowie in besonderem Maße auf die Mutter des Erbprinzen, die Herzoginwitwe Sophia Hedwig von Braunschweig-Lüneburg (1561–1631). Sie kommt nicht nur als eingeschriebene Leserin in Frage, sondern auch als Auftraggeberin für die Bildungsreise und deren Verschriftlichung<sup>8</sup>, was die Verf. aus der Vorrede Gerschows – auch diese ein Unikat im Korpus der gründlich eingesehenen 36 Reiseberichte – extrahiert. Die Analyseergebnisse der sich auf Sophia Hedwig beziehenden Textstellen, mit denen Gerschow repräsentativ den Gesamttext rahmt, verweisen lt. Voß auf ihr »nennenswertes politisches Mitspracherecht im Entscheidungsprozess [...] – und dieses wird vom Sprecher, eingebettet in die allgemeine Lobestopik, als grundlegend positiv bewertet.« (S. 176). Die vergleichsweise auffällige Darstellung des Wirtschafts- und Verwaltungswesens der bereisten Städte und Regionen, zwar »von jeher Teil topographischer urbis descriptio« (S. 181), in der Berichtspraxis sämtlicher analysierter Texte jedoch keineswegs realisiert, führt die Verf. u.a. auf das mütterliche Interesse an ökonomischen Sachverhalten zu-

8 Die Verschriftlichung ist nicht nur in der Funktion als prospektive Handlungsanweisung in Regierungsdingen zu sehen, sondern auch als Stiftung und Pflege der Memoria. Diese gehörten zu den Aufgabenbereichen der Fürstinnen vgl. die zahlreiche Belege im Sammelband »Zwischen Thronsaal und Frauentzimmer. Handlungsfelder pommerischer Fürstinnen um 1600, hg. v. Dirk Schleinert u. Monika Schneikart, Köln-Weimar-Wien, 2017.



rück, identifiziert also auch mittels dieses Textbausteins Sophia Hedwig als eingeschriebene Leserin. «Hier wäre die von Buchholz eröffnete Adressierung des »Regierungsratgebers« personell zu erweitern um die Leserin Sophia Hedwig ebenso wie um den auf anderer Ebene angesprochenen Adressaten Erasmus Küssow, der als Kämmerer der Finanzverwaltung des Wolgaster Hofes vorstand« (S. 182).

Wie ertragreich die konsequente medienausgerichtete Textanalyse ist, als »Variationsrahmen in der Verschriftlichungspraxis« (S. 167) bezeichnet, zeigt sich bei der Bewertung der Korrekturen, Ergänzungen und Parallelüberlieferungen in Form von Abschriften und Exzerpten. Die vom Verfasser Gerschow in die von zwei Hofschreibern angefertigte Handschrift<sup>9</sup> eingetragenen Ergänzungen verweisen sämtlich auf den der Reisegesellschaft vorstehenden Kämmerer Erasmus Küssow (1472–1628), zum Zeitpunkt der Manuskriptübergabe seit zwei Jahren Kanzler. Er ist als ein für den glücklichen Ausgang und Erfolg der Reise unerlässlicher Begleiter dargestellt. Aus der Tatsache, dass Gerschow das Reisetagebuch nicht systematisch durchgesehen und korrigiert hat, schlussfolgert die Verf. dass »die Zusätze zielgerichtet Küssow als eingeschriebenen Leser adressieren. Die Nachträge sind als Dienstempfehlung und Gunstgesuch zu begreifen« (S. 78).

Die Analyse der Darstellungsweise erbringt Ergebnisse, die diesem Text einen besonderen, ja extraordinären Status innerhalb des in Au-

genschein genommenen Textkorpus zuweisen. »Kein anderer der ermittelten adligen Bildungsreiseberichte bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ist auf Darstellungsebene durch ein vergleichbar selbstbewusstes Sprecher–Ich geprägt: Hier schreibt der humanistisch gelehrte Verfasser Friedrich Gerschow (1568–1635) dem Auftragswerk nachdrücklich seine eigenen, über die Stellung als Reisebegleiter hinausgehenden Bildungsinteressen und Urteile ein« (S. 168). Ich-Episoden, Kommentare, Bewertungen, Inszenierung der eigenen Bildungsmotivation und gelehrten Buchwissens sind die konkreten von Gerschow eingesetzten Schreibverfahren. Der Eintrag über die Besichtigung der Kasseler Kunstkammer verdient hierbei extra herausgehoben zu werden. Nach Voß bleibt er »in der argumentativ-rhetorischen Durchgestaltung sowohl innerhalb des Reisetagebuchs als auch des Analysekorpus singulär« (S. 189). In einem den kulturhistorischen Wert dieser Passage herausstellenden Aufsatz wird ihm als frühestem und ausführlichstem Bericht über die Kunstkammer Einmaligkeit attestiert und seine Relevanz für die hessische landesgeschichtliche Forschung herausgestellt. »Seine (Gerschows – MS) Schilderung zeichnet zudem ein gänzlich anderes Bild von den Beständen, als es die Forschung über die Kasseler Kunstkammer bislang erarbeitet hat.«<sup>10</sup> Aus literaturgeschichtlicher Perspektive rückt dieser Bildungsreisebericht, auch wenn er gattungstypisch den »Reisenutzen für den Thronprinzen [...] vor Familie und Hof beglaubigt« (S. 168), in die Nähe eines Ego-Dokuments, anders formuliert, er enthält autobiographische Text- und Darstellungsmuster. In der Geschichte der deutschsprachigen Selbstdarstellungen (bzw. modern der Autobiographie)<sup>11</sup> stellt die in den 1590er-Jahren verfasste Lebensbeschreibung des in Greifswald geborenen Bürgermeisters von Stralsund

9 Das Manuskript ist ein in Pergament gebundener Foliant im Umfang von 225 Blättern, das über die Stationen Wolgaster Schlossbibliothek, Püttmannsche Bibliothek in Stargard (um 1700), Stargarder Marienkirch-Bibliothek (zwischen 1730 und 1780), Königliches Geheimes Staatsarchiv Berlin (1800–1893), Stettiner Staatsarchiv (nach 1893) in das Landesarchiv Greifswald (nach 1945) gelangte. Vgl. Monika *Schneikart*, Die Schicksale des Reisetagebuchs des Herzogs Philipp Julius von Pommern–Wolgast aus dem Jahr 1605, in: BSt NF 93 (2007), S. 47–56. Bisher identifiziert wurden 3 vollständige Abschriften; eine davon befand sich im Besitz des mitgereisten Kammerdieners und Dolmetschers Matthias Kasper. Dieser Tatbestand belegt, dass der die Schlossbibliothek nutzende Personenkreis doch recht weit zu fassen und die alleinige Herzog Philipp Julius zugeschriebene Verwendung (Regierungsratgeber) zu kurz gedacht ist.

10 Antje *Scherner*, Eine Beschreibung Kassels aus dem Jahre 1602. Auszüge aus dem Tagebuch Friedrich Gerschows von der Reise Herzog Philipp Julius' von Pommern–Wolgast, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 17/18 (2012/2013), S. 57–74, hier S. 189, Anm. 4.

11 Ulrich von Huttens »Querula« (1510) berücksichtigt ich aufgrund der lateinischen Sprache und des damit verbundenen adressierten Gelehrtenkreises hier nicht.



Bartholomäus Sastrow (1520–1603) die erste frühmoderne Ausprägung der Gattung überhaupt dar. Gerschows in den Reisebericht eingeschriebene, ja »eingeschummelte« Selbstdarstellung, die diesem in Pommern entstandenen Text eine herausragende Position verschafft, erweitert diesen Befund erheblich, indem deutlich wird, wie offen die Gattung des Reiseberichts bereits um 1600 für sprecherbezogene Darstellungsstrategien, Textmuster und Erzählformen war. Diese entwickeln erst im 18. Jahrhundert eine Qualität, die zur Literarisierung des Reiseberichts führen wird.

Nicht zuletzt sind die vorzügliche Gliederung der Studie und leserfreundliche Darstellung hervorzuheben. Abschließend seien für an frühneuzeitlichen hochadligen Bildungsreiseberichten Interessierte die Akteure aufgeführt, deren Texte detailliert zitiert, untersucht und verglichen werden: Michael von der Leyen (1536), Otto (1581) und Ludolf von Münchhausen (1604), Philipp von Merode (1588), Heinrich Wenzel von Münsterberg-Oels (1591–92) im Vergleich mit Wilhelm VII. von Hessen (1670–1671), Friedrich Gerschows Reisebericht für Philipp Julius von Pommern-Wolgast (1605), Adolf Friedrich I. von Mecklenburg (1606–1607), Johann Wilhelm Neumair von Rams-la als Auftragschreiber für Johann Ernst d. J. von Sachsen-Weimar (1614), Heinrich Dietrich von Grünraths (1623/1624) und Friedrich Lists (1632) Reiseberichte über die Reisen Georgs II. von Hessen-Darmstadt.

Monika Schneikart, Greifswald

Hania *Siebenpfeiffer* (Hg.), Übersreibungen / Überschreitungen. Zum literarischen Werk von Sibylla Schwarz (1621–1631) (Daphnis, Bd. 44). Leiden, Boston – Brill Rodopi, 2016. 252 S., Ill. ISSN 0300-693X

Dieser Sammelband dokumentiert die Vorträge zum ersten Symposium über die früh verstorbene Barockdichterin, veranstaltet vom Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung an der Universität Greifswald, die im Oktober 2013 stattfand. Er enthält 11 Aufsätze sowie eine Einleitung der Herausgeberin und eine Bi-

bliographie von stolzen acht Seiten zu Sibylla Schwarz.

Das Symposium war eine beeindruckende Demonstration der Ergiebigkeit der Schwarzschen Schriften als Kommunikat für heutige elabourierte Gelehrsamkeit. Der daraus resultierende Sammelband ist geeignet, das Verständnis und die Wertschätzung der Dichterin voranzutreiben und ergänzt die bereits ansehnliche Sekundärliteratur zu ihr um kritische Diskussionen alter und Lancierung neuer Ansätze und Resultate.

Durchgängig wird immer wieder die Frage gestellt, was bei Schwarz topisch, traditionell, imitierend ist, und wo die überlieferten Muster, Diskurse, Codes, Verfahren und Denkweisen gebrochen, überschritten und überschrieben werden. Ungeklärt und uneinheitlich bleibt dabei allerdings, wer hier was überschreibt und überschreitet: die Autorin die »außerpoetische Wirklichkeit« (S. 216), die Autorin die vorgegebenen Dichtungsmuster oder die Forscherinnen die Texte der Sybilla Schwarz.

»Sibylla Schwarz hat schlicht und einfach bemerkenswerte Texte verfasst, Texte, die es sich lohnt zu untersuchen und zu besprechen« (S. 13). Dem ist zuzustimmen. Schlicht und einfach sind die Texte, die in dem Band über die Schwarz-Texte produziert wurden, allerdings gar nicht. Und die Innovationen, ja historischen Vorausgriffe, die der mit 17 Jahren Verstorbenen zu Hauf zugeordnet werden, veranlassten den Rezensenten zu zahllosen Ausrufezeichen und »Wow's« am Rande.

Die drei ersten Beiträge sind alle der Schäfererzählung »Faunus« gewidmet. Das ist eine Geschichte, in der es als Fehler dargestellt wird, dass das Mädchen in die vom Vater befohlene Zwangsehe einwilligt und ihre eigentliche, heimliche Liebe verrät – ihr Faunus stirbt am Hochzeitstage an gebrochenem Herzen.

Schwarz ist hier originell durch ihre selbstständige Neukombination der topischen Motive, Gattungen, Stilmittel und Diskurse (Ursula Kocher, S. 24). Der hohe Codierungsgrad, der so erzeugt wird, ermöglicht dem Text die Reflexion über die Kunst und das Schreiben sowie über Freundschaft und Liebe (S. 25). Er scheint sich zu der sog. pastoralen Aporie bewusst zu sein: des Wissens, dass die Ästhetik der Eigentlichkeit der Gattung Pastoralidichtung/Buko-

lik auf Fiktionalität beruht (S. 16). Der Text signalisiere »den [sic!] Moment des Individuellen, das durch keine Topik aufgefangen werden kann« (S. 23).

Schwarz wiederhole »identisch die männliche Rede, ergreift jedoch als Frau das eigentlich den Männern vorbehaltene dichterische Wort, weshalb sie mit Michel de Certeau zugleich als konterdiskursive Raumnahme bzw. *production du lieu*, als Schrift der Performanz, die sich Räume erschreibt, gefasst werden kann« (Paola Bozzi, S. 29). Sie problematisiert den Dialog, gibt ihm »eine kommunikative Tendenz, die sich mit der Welt, der sie vordergründig den Rücken zuzukehren scheint, tatsächlich doch verbindet« (S. 32). Sie betritt Neuland, in dem sie die Protagonisten mit asymmetrischen Bewusstseinsinhalten bezüglich der Liebe versieht (S. 34). Sie transzendiert sowohl das Tradierte als auch das Fortschrittliche ihres Denkens zugunsten persönlicher Autonomie. »[...] die Simulation des klassischen männlichen Modells führt zu einer Dissimulation und einer, wenn auch unbeabsichtigten Innovation im System« (S. 35) »Der Frage nach dem Menschen wird ein neuer Anfang eingeräumt, [...] was allerdings heißt, die rechtgläubige, institutionell überwachte Antwort der christlichen Religion riskant zu unterlaufen« (S. 40). Die Liebeslust wird »dialektisch beschworen, um unter dem Schutz moralischer Korrektheit ihr Produktivvermögen zu vergegenwärtigen. So verschafft sich Venus Lebensanteile selbst in naturwidrigen Zeiten« (S. 43). Schwarz besetzt eine Schwellenposition, indem sie mit Erzählhaltungen und Dichtungstraditionen bricht, die sie im Formalen einhält und nachahmt. Sie nimmt die anthropologische Wende der Literatur voraus, die Ablösung von der heilsgeschichtlichen Deutung durch eine lebenspraktische, am Individuum, der Natur des Menschen interessierten Orientierung (Ulrike Wels, S. 49 u. 53).

Es ist in unserem Rahmen nicht möglich die komplizierte Argumentation der Aufsätze zu entfalten, mit der die gewichtigen und z.T. kühnen Thesen untermauert sind. Kann sein, dass die Textbasis der so weitreichenden Überlegungen oft etwas schmal ist; und die Folie des main streams andererseits, vor der sich Schwarzs Innovationen abheben sollen, zu eindeutig und starr gezeichnet. Etwas Entlastung ver-

schaffen Bemerkungen wie, dass »die geistige Freiheit«, die sich Sibylla genommen hat, ihrer Jugend, ihrer schwachen Verankerung in der literarischen Institution und ihrem Geschlecht verdanke (S. 47). Und: dass der »Faunus« »ein kleiner Baustein« [Hervorhebung W.B.] sei, ein »kurzer Text«, der zeige, »wie ein moraldidaktischer Diskurs zugunsten eines anthropologischen Interesses in den Hintergrund tritt« (S. 49).

Eine Analyse der »Susanna« (Stephan Kraft) stellt das Dramenfragment Schwarzens in den Kontext anderer literarischer Gestaltungen des biblischen Motivs ›Susanna im Bade‹ und der zahlreichen Gemälde, die ihm gewidmet sind. Von letzteren sind einige wiedergegeben und machen die Ausführungen buchstäblich evident. Dabei zeigt es sich sogar, dass die von der dominanten Tradition abweichende passive Opferrolle Susannas bei Schwarz im Gemälde einer anderen Frau, der Artemisia Gentileschi, von 1610 eine Parallele hat. Wie der »Faunus« bricht auch »Susanna« unvermittelt ab, es gibt ein offenes Ende, was in beiden Fällen intentional oder wenigstens funktional belastet wird. Für »Susanna« wird einerseits erwogen, dass bei einer biographischen Lesart Sibyllas Bruder, dem der Text gewidmet ist, in der Realität bzw. der fiktive Adressat für Daniel einspringen sollte, den Propheten, der im Alten Testament die Retterrolle übernahm, dort, wo Schwarzens Text abbricht. Möglich, und attraktiver für heutige Leser, ist die Vermutung, dass Schwarz erkannt hätte, dass auch Daniel Susanna nicht zu Wort kommen lässt, sondern über ihren Kopf hinweg handelt. Schwarz hätte dann den Schluss nicht ausgeführt, weil sie erkannt hätte, dass der Stoff trotz des Happyends »für sie keinen gangbaren Ausweg aufweist« (S. 87). Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit den petrarkistischen Sonetten Sibyllas – einmal mittels eines genauen close readings (Gudrun Weiland), einmal eher pauschal, bezogen auf die ganze Gattung (Thomas Kerth). Auch hier wieder gilt, dass Sibylla eine »frühe und kongeniale Opitzianerin« war. Gesucht werden aber dann ihre höchstgelegenen Leistungen. Hier ist ihr Beitrag »zu einem weiblichen Petrarkismus« ein Alleinstellungsmerkmal, ihre Liebeskonzeption muss aber in scharfsinnigen Textanalysen und umfassenden literarhistorischen Verglei-

chen näher bestimmt werden. Zur Textanalyse, hier die Entschlüsselungen des »arguten«, spitzfindigen Stils, werden Logik und Rhetorik eingesetzt und Bildbedeutungen oft auch aus Emblemen geklärt. Sibylla arbeitet mit der Mehrdeutigkeit von Elementen im »widersprüchlichen Komplex von Liebestopoi« und deren kühne Kombinationen, sowie einer strengen Logik, die jedoch durch Auslassungen von Bedeutungen, die sich im Petrarkismus von selbst verstehen, und durch syntaktische Variation kaschiert sind. Dem Leser wird der oft überraschende Sinn der Gedichte zum Mitdenken überlassen (vgl. S. 101). Und sie besetzt eine Leerstelle im System der petrarkistischen Liebeskonzeption, indem sie den Varianten von männlich-weiblich, männlich-männlich und weiblich-männlich (Liebesgedichte von Frauen an Männer, wie die der von Opitz übersetzten Veronica Gambarà) durch Liebesgedichte weiblich-weiblich ergänzt. Das hatte zur Hypothese eines »lesbischen Petrarkismus« geführt. Die genaueren textanalytischen bzw. komparatistischen Untersuchungen in unserem Sammelband lassen diesbezüglich eine Modifizierung oder Präzisierung plausibel erscheinen. So verweist der Lorbeer, der im berühmten Sonett »Ist Lieb ein Feuer« nicht vom Donnerkeil = Amors Pfeil getroffen wird, gar nicht, wie man vorerst vermuten könnte, auf eine sich verweigernde Geliebte. Ein Emblem von 1590 deutet das Lorbeer-Bild als »intacta virtus«. Es liege ein Triumph in den Schlussversen, »der wohl kaum der eines abgewiesenen Liebhabers ist« (S. 120). Die zu Anfang an unerwideter Liebe leidende Sprecherin hat am Ende Distanz zu der Geliebten gewonnen, ja nimmt gar selbst deren Position ein. Es geschieht eine Selbstfindung des dichterischen Subjekts, das die Lorbeerkrone, die ja auch den Dichter auszeichnet und für eine nichtsinnliche Liebe/Freundschaft und das Schreiben steht, dem Liebeslohn des Cupido oder der Venus vorzieht (S. 121).

Dies bestätigen wiederum andere Texte Sibyllas, die der komparatistische Ansatz des zweiten Beitrags zu dem Thema zutage fördert (sowie Bemerkungen in den Analysen des »Faunus«), um zum Schluss zu kommen, dass es in diesen Gedichten um eine »keusche Liebe« geht, die mit dem modernen Konzept des Lesbischen nicht vereinbar ist.

Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit den Anleihen bei und Übersetzungen aus den Niederländern Heinsius und Cats, die beide berühmt waren für ihre Schriften über und an die Frauen. Sie waren bereits für Opitz Autoritäten, aber Schwarz ging auch direkt zu den Originaltexten (Monika Schneikart). In ein Stammbuch schrieb sie 1634 zwei Cats-Verse in der Originalsprache. In »Wieder den Neid« rühmt sie Cats, und zwei Gedichte verraten ein *imitatio/aemulatio*-Verhältnis zu diesem. Zwei Gedichte sind Übersetzungen von Heinsius. Die Möglichkeit von diesbezüglicher Sprachkenntnis und Buchbesitz wird biographisch-historisch gründlich überprüft und bestätigt. Und Textstudien und -vergleiche von Original und Übersetzung, auch Übersetzungen anderer deutscher Dichter, führen zu einer Verortung der Greifswalder Dichterin im deutschen Frühbarock, wo sie mit Opitz-Schülern wie Johann Rist, Zacharias Lund, Michael Schneider und Ernst Christoph Homburg konkurrierte und tatsächlich eine durchaus eigene Position behauptete (vgl. S. 173). Parallelen in der Sujetwahl und Formgestaltung zu den Niederländern gibt es bei ihnen allen. Die Vergleiche der sechs relevanten Schwarz-Texte mit den Originalen und anderen deutschen Übersetzungen fördern die »produktive Anverwandlung« (S. 189) durch Abweichungen zutage, das Maß der *aemulatio*. Schwarz aktualisiert z.B. die antiken Heldinnengeschichten für ihre, die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. Und sie schreibt ihnen ihr eigenes dichtungsprogrammatisches Verständnis ein. In einem Fall transformiert sie innovativ das breit entfaltete Frauenlob von Hochzeitsgedichten in ein Trauergedicht, d. h. sie wechselt die Gattung.

Neben diesem Überblick und Einblick widmet sich ein zweiter Aufsatz monographisch einer der Übersetzungen, dem »Lob der Verständigen und Tugendsamen Frauen«, das auf Heinsius zurückgeht (Annika Hildebrandt). Im Fokus stehen dabei die sechs Verse, die gerade nicht im Original stehen, sondern Zutat Schwarzens sind. In ihnen geschieht die schon festgestellte Aktualisierung durch Einfügen eines Anteils einer anderen, bei Opitz nicht bedachten Gattung, nämlich der paränetischen Rede (Mahnrede, Kriegslyrik) (vgl. S. 128). Schwarz übernimmt sie aus einem Bericht, wo Spartanerin-

nen die Männer zum Kampf antreiben: so gesehen bleibt sie im antiken Setting von Heinsius. Aber sie bezieht die Rede offensichtlich auf den Krieg, den sie selbst erlebte: der Krieg in Sparta und der Dreißigjährige Krieg überlagern sich. Schwarz zeigt im Medium dieses Einsprengsels einer anderen Gattung eine offensiv-kämpferische Haltung, die sich unterscheidet von den verzweifelten Klagen über das Kriegselend in anderen ihrer Gedichte. »Es konturiert sich exemplarisch durch Schwarz' reflexiven Zugriff auf das poetische Spektrum des 17. Jahrhunderts, wie diese beiden Dimensionen [d. i. Poetik und Geschichte] interagieren« (S. 124). In der Abweichung von *praecepta* und *exempla* zeigen sich Spielräume der barocken Regelpoetik (vgl. S.137)!

Ein Aufsatz, der auch als Biographische Einführung am Anfang des Buches hätte stehen können, schließt den Sammelband ab. Es geht dabei nicht um die Texte Sibyllas, sondern um die sozialgeschichtliche Einbettung ihrer Biographie (Kalina *Mróz-Jablecka*). Als direkte Quelle gibt es eigentlich nur die Personalien mit Predigt von Christoph Hagen anlässlich ihres Todes. Beide Teile des Leichenprogramms sind stark konventionell reguliert, doch man kann ihnen trotzdem wenige karge Hinweise auf die individuelle Situation der Dichterin entnehmen. Vergleiche mit Leichenpredigten über Frauen aus der Patrizierschicht Schlesiens der gleichen Zeit bestätigen die Stereotypen, aber machen auch Abweichungen bei Sibylla deutlich. Die Frage zielt natürlich dahin, ob ihre Sprachenkenntnisse, ihr mythologisches Wissen und ihre literarische Tätigkeit überhaupt gewürdigt werden im Medium einer Gattung, die bei Frauen in der Regel nur die Frömmigkeit und die tüchtige Haushaltsführung erwähnt und rühmt. Hagen widmet diesen Eigenschaften sehr viel Platz. Aber er hat auch einen lakonischen Hinweis auf ihre »außerbündige und fast verwunderliche[!] Gaben in der Deutschen Poesi.« Die dagegen sehr ausführliche Beschäftigung Hagens mit Sibyllas Haushaltspflichten und den Schreibarbeiten für ihren Vater kann implizit als Rechtfertigung ihres Schreibens gemeint sein: Dieses wäre also nicht auf Kosten ihrer eigentlichen Aufgaben gegangen! Hagen erwähnt nicht, dass das Mädchen Sonette, Gelegenheitsgedichte, Lieder usw.

schrrieb, sondern er rühmt sie dafür, dass sie als Gehilfin ihres Vaters mit zierlicher Hand und korrektem Kanzleistil Bittschriften etc. zu verfassen wusste.

Ein Beitrag, der nur in meiner Rezension den Schluss bildet, widmet sich der Frage nach »Epigonalität und Originalität in der Gelegenheitsdichtung von Schwarz«. Laut Einleitung der Herausgeberin setzt dieser Beitrag einen »interessanten Kontrapunkt« zum Rest des Bandes. Tomasz Jablecki attestiert nämlich Schwarz Epigonalität im Widerspruch zu den vielen und massiven Innovationsbefunden in den übrigen Beiträgen. Aber am Ende dieses Aufsatzes erfährt der beunruhigte Leser, dass gar nicht »Epigonentum« im Sinne von künstlerischem Unvermögen gemeint ist, sondern »Epigonalität«, im Sinne eines künstlerischen Prinzips (S. 170). Diesem Prinzip wird Sibylla nach vielen Überlegungen und Wertungsversuchen zugeordnet, wegen der »subjektiven Empfindungen, die in einigen Casualgedichten zum Vorschein kommen« (ebda). Der Dissens liegt also nicht im Befund an sich, sondern in dessen Begründung, die innerhalb dieses Bandes isoliert steht und wahrscheinlich unhaltbar ist.

Allerdings führt mich die Fragestellung Originalität vs Epigonalität zu einer kritischen Feststellung, die den ganzen Band betrifft. Mir fehlt die für die Literatur der Frühen Neuzeit fundamentale Feststellung, dass es sich bei ihr generell um Repertoireichtung, im Gegensatz zur späteren Werkdichtung, handelt. Diese Begrifflichkeit hat die schwedische Barockforscherin Stina Hansson entwickelt, theoretisch begründet und eingeführt, sie hat sich in Skandinavien seither durchgesetzt.<sup>12</sup> Es geht darum, dass diese Literatur über ein tausendjähriges Repertoire an Stoffen, Topoi und Gestaltungsmitteln simultan verfügt, d.h. nicht im Sinne einer Tradierung oder Beeinflussung. Die Frage nach Originalität und Innovation erübrigt sich deshalb. Allerdings verläuft die aktualisierende, je spezifische Sinnkonstruktion autoren- und leserseitig exakt über all das, was im vorliegenden

<sup>12</sup> Auf Deutsch: »Repertoire und Tradition. Über Schreibformen, Denkformen und Literaturgeschichte im 17. Jahrhundert«, in: Jürg Glauser (Hg.), *Skandinavische Literaturen der frühen Neuzeit*. 2002, S. 41–54.

Buch immer wieder aufgezeigt wird: Gattungsvermischung, Stilmix, Perspektivenwechsel, Neukombination, Umkodierungen, kreative Anverwandlung, Heteroglossie, Mehrdeutigkeiten, Leerstellenbesetzung und Nutzung der Spielräume u.a. zwischen christlichem und antik-heidnischen Repertoire. So arbeiten auch Dichter, die nicht jung, nicht weiblich und in der Institution gut verankert sind (vgl. S. 47 zu Sybillas »geistiger Freiheit«). Viele Stellen im vorliegenden Buch weisen darauf hin, dass der Begriff Repertoireichtung klärend übernommen werden könnte. Man könnte sich dann weiterhin dem in diesem Sammelband praktizierten exakten Textverständnis widmen, weil es schlicht und einfach gute Texte sind (vgl. S. 13). Aber es bedürfte dann nicht mehr des Flaggenwaldes voller Innovationsfähnchen im Sekundärtext.

Diese Bemerkung mache ich, um aus meiner skandinavistischen Außenposition einen vielleicht nützlichen Input zu geben. Als Ganzes liegt hier ein wertvoller Beitrag zur Schwarz-Forschung vor, der Anstöße zu weiterer Beschäftigung mit der Greifswalderin und sicher auch weiterführende Diskussion der Methoden und Resultate ergeben wird. Sybilla Schwarz dürfte damit im Kanon der Germanistik endgültig angekommen sein.

Eines der vielen neuen Resultate betrifft das Detail, dass die Universitätsstadt Greifswald keineswegs vom Zugang zur Literatur der Zeit, inkl. der niederländischen abgeschnitten war. Und da diese Rezension in den Baltischen Studien steht, soll noch gesagt sein, dass die in dem Band vertretenen Greifswalder Forscherinnen ihren Platz in der hier vertretenen international (Italien, Polen, Deutschland, USA) besetzten Schwarz-Forschung mit Bravour behaupten.

Walter Baumgartner, Greifswald

Walter *Baumgartner* (Hg.) *Keusche Liebesbrunst. Barocke Hochzeitsgedichte in Pommern 1599 bis 1790*. Eine Anthologie. Greifswald – Karl-Lappe-Verlag, 2016, 2017<sup>2</sup>. 385 S. mit Ill., Softcover/Paperback. ISBN 978-3-9817655-1-9

Im 18. Jahrhundert stellten zwei Greifswalder Professoren unabhängig voneinander umfangreiche Sammlungen von Gelegenheitsdrucken zusammen. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurden diese dann als *Vitae Pomeranorum* in der Universitätsbibliothek Greifswald vereinigt. Die Sammlung enthält etwa 12.000 Stücke in 6.000 Drucken. Es sind Personal- und Gelegenheitschriften aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert: Poesie und Prosa zu Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen von Pommerschen Bürgern und Bürgerinnen aus Städten wie Stralsund, Greifswald, Stettin, Wolgast u. a. Die meisten Autoren gehörten zum gleichen Stand wie die zu ihrer Heirat Gefeierten.

Um 1900 hat Edmund Lange in mehreren Aufsätzen auf diese Sammlung hingewiesen, und rezenter auch Horst Hartmann (Aachen 2000). Der von Monika Schneikart zusammengestellte Katalog einer Greifswalder Ausstellung (2000) gibt weitere Auskünfte und Exponate. Es ist jedoch der Verdienst von Walter Baumgartner, dass er uns mit seiner Auswahl von in der Sammlung enthaltenen Gedichten als Gäste zu 51 pommerschen Hochzeiten eingeladen hat. Anders als gedruckte Leichenpredigten, deren Daten und Inhalte durch das Marburger Institut für Personalforschung und auch im Internet schon vielfältig verbreitet sind, sind die Fundorte der Epithalamia oft nur schwer aufzudecken. Auch die hier vorgeführten Hochzeitsgedichte waren bis jetzt nur über Filmrollen in der Universitätsbibliothek erreichbar, was die Originale schont, aber den Zugang nicht leichter macht. So wie sie hier erscheinen, als relativ kurze gedruckte Gratulationen zu gesellschaftlichen Ereignissen, umgeben von anderen Beiträgen, sind sie in ihrem ursprünglichen Element. Wie der Herausgeber im Vorwort betont, ist seine Sammlung als Lesebuch gestaltet, das sich über die Fachleute hinaus an einen größeren Kreis »literarisch, kulturell und regionalhistorisch interessierter, neugieriger und wissbegieriger Leser« wendet. Und es ist eine Wonne, den pommerschen Bürgern bei ihren Hochzeitsfesten zuzuschauen. Dabei hat das Buch jedoch nichts an Forschungsniveau eingebüßt. Das Vorwort gibt eine kurze Einleitung in die *Vitae*. In chronologischer Folge schließen sich ein oder mehrere Gedichte zu insgesamt 51 stattge-

fundenen Hochzeiten an. Biographische Details über Brautpaar und Dichter und kurze Erläuterungen über Reimschema und Rhythmus sind in Fußnoten erwähnt. Es gibt Gedichte mit oder ohne Noten, mit oder ohne Vignetten, auf Hochdeutsch oder Niederdeutsch. Da sind vertrauliche Zeilen für Schwestern und Brüder, mehr förmliche für Kollegen. Sie alle zeigen ein selbstbewusstes Bürgertum, das sich gekonnt an dieser literarischen Tradition beteiligte und Freunden oder Bekannten ein literarisches Geschenk machte, in dem sie mal feierlich, mal scherzhaft über die eigenen Traditionen reflektierte.

Abschließend folgt ein Essay, eine ausführliche Einführung in die Gelegenheitspoesie im Ganzen und die Hochzeitsgedichte im Besonderen. Dabei wird nicht übersehen, dass sie durch die Jahrhunderte für Sammler und Leser mehrerer Fachbereiche und Interessen wichtig waren. Obwohl sie eigentlich wenig biographische Daten vermitteln, führen sie uns – wenn auch oft scherzhaft – in die Konventionen des 17. und 18. Jahrhunderts ein.

Es war eine gute Idee, den Essay hinter den ausgewählten Gedichten zu platzieren. Dadurch wird befördert, dass man zuerst die Texte liest. In der fröhlich gratulierenden Lektüre entgeht es dem aufmerksamen Leser nicht, dass hier mehrere schwierigere Themen angesprochen werden: Die schon im Titel der Sammlung ausgesprochenen potentiellen Widersprüche zwischen Lust und Ehemoral, zwischen Liebe und einer vorteilhaften Heirat, der oft große Altersunterschied der Eheleute, die finanziellen Aspekte einer »guten« Heirat. Dies ist Scherzen aus rechtem Ernst. Es zählt zum Verdienst des Herausgebers, dass er immer wieder zeigt, dass dies keine unbeholfenen Reimereien von Freizeit-Dichtern sind, sondern die Produkte derjenigen, die im Versemachen erzogen und geübt waren und jetzt ihre klassische Bildung in ihre Muttersprache umsetzen. Der Einfluss des Landsmannes Opitz macht sich bemerkbar, der in seiner *Deutschen Poeterey* auch diese Gelegenheitspoesie bespricht. Bei allen Ansprüchen der Tradition sorgen persönliche Besonderheiten des Ehepaars oder des Dichters dafür, dass diese Verse auch individuelle Noten enthalten. Dazu zählen Anspielungen auf den Beruf des

Ehemannes, die Studienreisen und die Familiennamen des Brautpaars.

Es ist erfreulich, dass der Herausgeber auch die Hochzeitsgedichte von Sibylla Schwarz (1621–1638, S. 36–51) eingefügt hat, obwohl die Dichterin in den *Vitae Pomeranorum* nicht vertreten ist. Der Vergleich zeigt, wie lebhaft und kundig sie sich an der Tradition beteiligte. Die Tatsache, dass nur eine Frau mit einem Gedicht in den Hochzeitsgedichten der *Vitae* vertreten ist (D.E. Rango, S. 250–251), soll jedoch meiner Meinung nach nicht dazu führen, dass man annimmt, Frauen seien an dieser Gattung nicht beteiligt gewesen. Am Anfang des 18. Jahrhunderts klagt die Dichterin Sidonia Hedwig Zäunemann (1714–1740), dass nur Gedichte über »Trauring, Wiege und Leichenstein« ihr als Dichterin zur Verfügung stünden. Auch die Hochzeitsgedichte der Susanna Elisabeth Zeidler (1657–1706) wurden (wie die von Sibylla Schwarz) erst später in einem Sammelband gedruckt, obwohl die ihres Bruders für die gleichen Hochzeiten im Druck erschienen. Neben der dichterischen Qualität der Gedichte der »Pommerschen Sappho« war das ein weiterer Grund sie hier einzuschließen.

Eine gelungene Sammlung, die mit Auswahl und Kommentar viel zu bieten hat und durch das Sichtbarmachen einer verborgenen Tradition viel zu der weiteren Erforschung dieser Verse und ihrer Autoren beitragen wird.

Cornelia Niekus Moore, Fairfax, USA

Felix *Schönrock*, Greifswalder Bürgerhäuser in der Schwedenzeit. Wandel und Kontinuität (Beiträge zur Architekturgeschichte und Denkmalpflege in Mecklenburg und Vorpommern, Bd. 11). Schwerin – Thomas Helms Verlag 2015. 575 S., zahlreiche farb. und s/w-Abb. ISBN 978-3-944033-06-8

Seit vielen Jahren ist Felix Schönrock in Greifswald, Stralsund und anderen Städten Vorpommerns für seine ebenso grundlegenden wie gründlichen Bauforschungen bekannt. Er ist einer der ausgewiesenen Spezialisten auf diesem Gebiet in unserem Bundesland, in zahlrei-



chen Publikationen hat er seine Kenntnisse sowohl zu einzelnen Häusern als auch zur Stadtentwicklung in bestimmten Epochen ausgebreitet. Mit der verdienstvollen Reihe »Greifswald. Haus für Haus« hat er den Greifswaldern viele Schätze ihrer Altstadt vorgestellt, die Lust am Abriss in der Stadt am Ryck konnten er und seine Freunde in der Altstadtinitiative damit nicht bremsen. Er hat aber zumindest sehr kundig dokumentiert, was einmal da war und lehrte viele Greifswalder und ihre Gäste in unzähligen Stadtführungen das Sehen, das Hinter-die-Fassaden-schauen.

Mit diesem gewichtigen Band legt er seine 2012 fertiggestellte Dissertation vor, den vorläufigen Höhe-, aber ganz sicher nicht den Endpunkt seiner Forschungen. Nachdem er in seine Fragestellung eingeleitet und die Ziele der Untersuchung benannt hat – es geht ihm um Bau und Reparatur an den Greifswalder Bürgerhäusern in der Schwedenzeit, aus der Betrachtung ausgeschlossen und eine eigene umfangreiche Arbeit wert sind die öffentlichen Bauten wie Kirchen, Universitätsgebäude, Hofgericht und andere – gibt er zunächst einen landesgeschichtlichen Überblick über Schwedisch-Vorpommern. Danach untersucht er die königlich-schwedischen Freiheitspatente und ihre Auswirkungen auf das Baugeschehen in Greifswald. Intendiert waren diese Patente, um den Wiederaufbau nach den Kriegen zu befähigen. Schönrock prüft ihre Wirkung in Stralsund, Wolgast, Loitz und den übrigen schwedisch-pommerschen Landstädten und zeigt, wie flexibel die Krone mit dieser Regelung umging, um sich nicht der Steuergrundlage zu berauben – entsprechend abgestuft nach den Bauleistungen wurden zwei bis zwölf Freijahre vergeben. Vergleichend lenkt er den Blick nach Mecklenburg und nimmt Rostock und das ebenfalls unter schwedischer Hoheit stehende Wismar in den Blick, wobei er erhebliche Unterschiede in der Politik in beiden Städten feststellt. Während Wismar es ablehnte, generell Freijahre für erbrachte Bauleistungen zu gewähren, um die Steuerlast für die restlichen Bürger nicht erhöhen zu müssen, und nur sehr selten zu diesem Steuerungselement griff, ging man in Rostock vergleichbar zu Schwedisch-Pommern vor und hatte auch die entsprechenden Erfolge beim Wiederaufbau.

Nachdem er solchergestalt die Rahmenbedingungen abgesteckt hat, wendet er sich im Folgenden ausführlich der Entwicklung in Greifswald zu, berichtet über militärische und andere Rahmenbedingungen, die Einfluss auf das Greifswalder Baugeschehen hatten. Er kennzeichnet dann die städtischen Rahmenbedingungen für die Entwicklung des Baugeschehens, gibt Einblicke in das »Lübische Baurecht« – ob man ein solches aus den wenigen Artikeln des Lübischen Rechts konstruieren sollte, ist unter Rechtshistorikern zumindest umstritten, die feuerschutztechnischen Anforderungen und macht Aussagen zu den Bauherren und Baumeistern. In einem ausführlichen Hauptteil geht er auf Baugeschehen und Gebäude ein, untersucht zunächst die Baukonjunkturphasen, die Bauweise, die Entwicklung der Fassadengliederungen, Geschossigkeit und Geschossnutzung, Raumtypen und Grundriszentwicklung, Dachkonstruktionen, Seitenflügel und andere Hofgebäude. Damit kommt er zu wichtigen Aussagen: hinter vielen Fassaden des 19. Jahrhunderts verbergen sich Gebäude, die mindestens 100 bis 200 Jahre älter sind, vor allem in den Kellern kann Vf. zahlreiche mittelalterliche Befunde nachweisen. Anders als in Stralsund und anderen pommerschen Städten vollzieht sich – vielleicht bedingt durch Einflüsse, die durch die Landesuniversität in die Stadt kamen – in Greifswald bei Neubauten schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Übergang vom Giebel- zum Traufenhaus. Mit diesem Übergang ändert sich auch die Gliederung der Fassade, die giebelhausprägende Kaufmannsdiele verschwindet, Geschosse werden anders strukturiert, aus Balkendeckenkellern werden Gewölbekeller. Für all diese Entwicklungen benennt Schönrock zahlreiche Beispiele, diskutiert die Gründe für die Modernisierung und vergleicht die Greifswalder Befunde sehr sicher mit anderen Städten.

Was die Arbeit so wertvoll macht ist, dass Schönrock den Überblick über das gesamte Material hat und souverän Beispiele für seine einzelnen Fragestellungen auswählen und bebildern kann. Bei ihm kann man sicher sein, dass er nicht aus einzelnen Befunden weitreichende Schlussfolgerungen zieht, seine Argumentation steht auf sehr sicherer Grundlage, eigener solider Arbeit in allen erreichbaren Quel-



len. In über 1500 Endnoten lassen sich die Belege für die Aussagen Schönrocks nachvollziehen, doch er geht natürlich weiter. Im Anhang liefert er zunächst eine Konkordanz der Straßennamen, es folgen Regesten zu allen nachweisbaren Neubauten und Reparaturen an bürgerlichen Wohnhäusern in Greifswald zwischen 1669 und 1825 mit den wichtigsten Quellenangaben. Allein diese 30 Seiten sind ein Nachschlagewerk für die Greifswalder Hausforschung von erstem Rang. Es folgen Listen der Stadtmaurermeister zwischen 1679 und 1855, der Stadtzimmermeister zwischen 1652 und 1855, der städtischen Bauschreiber zwischen 1659 und 1854 und der Greifswalder Kammersekretäre zwischen 1664 und 1832, womit er seine wichtigsten Informanten und natürlich jeweils die entsprechenden Quellen- und Literaturhinweise nennt. Es folgen Transkriptionen einiger Quellen zu Häusern im Schuhhagen (1688), am Markt, Ecke Mühlenstraße (1788) und in der Langen Straße (1803), die die unterschiedliche Tiefe der Informationen in den Quellen zeigen. Sehr verdienstvoll sind seine Karten zum Greifswalder Baugeschehen, die er in die Abschnitte 1670–1720, 1721–1757 und 1760–1803 gliedert. Er zeigt die Folgen des Stadtbrandes von 1736 und die im Anschluss daran ausgeführten Baumaßnahmen sowie in einer eigenen Darstellung die Baumaßnahmen der Kaufleute für eigene Wohnzwecke bzw. um die Häuser danach zu vermieten oder zu verkaufen.

Das Quellen- und Literaturverzeichnis weist seine Forschungen in den Stadtarchiven Barth, Greifswald, Rostock, Stralsund und Wismar, im Landesarchiv und Universitätsarchiv sowie der Universitätsbibliothek Greifswald nach. Schönrock kann mit Fug und Recht behaupten jeden Stein in den Greifswalder Einrichtungen umgedreht zu haben, der irgendwie verheißungsvoll war. Geschickt sucht er sich zudem das Vergleichsmaterial aus den benachbarten Hansestädten und setzt es für seine Argumentation und den Vergleich Pommern – Mecklenburg – Brandenburg ein. Zuverlässige, von Sabine Bock erstellte Register zu Orten, Greifswalder Häusern und Straßen sowie Personen geben einen schnellen Zugriff auf das reichhaltige Material. Einmal mehr hat der Thomas Helms Verlag ein Buch vorgelegt, in dem es Spaß macht zu lesen, zu blättern, zu entdecken. Das Layout ist groß-

zügig, die zahlreichen Abbildungen sind von vorbildlicher Qualität, mit Liebe zum Detail bearbeitet und so gesetzt, dass man beim Blättern immer wieder neugierig wird und sich im Text festliest. Wer ein Haus in der Greifswalder Altstadt bewohnt oder besitzt, wer sich für die Innenstadt interessiert, wer in der Stadtverwaltung für Bau und Denkmalpflege verantwortlich ist, kommt an diesem Buch nicht vorbei, er wird glücklich sein über die Vielzahl an belastbaren und nachprüfbaren Informationen, über all die bereitwillig dargebotenen Möglichkeiten zur weiteren Forschung. Greifswald kann sich glücklich schätzen, einen Forscher wie Schönrock in seinen Mauern zu haben, es kann sich freuen über dieses Maßstäbe setzende Buch.

Nils Jörn, Wismar

Christfried *Böttrich*, Thomas K. *Kuhn*, Daniel Stein *Kokin* (Hgg.), Die Greifswalder Lehrsynagoge Johann Friedrich Mayers. Ein Beispiel christlicher Rezeption des Judentums im 18. Jahrhundert (Greifswalder Theologische Forschungen, Bd. 26). Leipzig – Evangelische Verlagsanstalt 2016. 606 S. ISBN 978-3-374-04529-7

Die Tradition der Beschäftigung mit dem nachbiblischen Judentum an der Greifswalder Theologischen Fakultät ist im allgemeinen Bewusstsein vor allem mit dem Namen Gustaf Dalman (1855–1941) verbunden. Das nach ihm benannte dortige Institut hat über Jahrzehnte hindurch Lehre, Forschung und Ausbildung der pommerschen Theologenschaft geprägt. Es hat zweifellos dazu beigetragen, dass die pommersche Landeskirche die »bleibende Treue Gottes zu seinem Volk Israel« schon früh in ihrer Kirchenordnung bezeugt hat, ein Zeugnis, das jetzt auch in die Verfassung der Evangelisch-lutherischen Kirche in Norddeutschland Eingang fand. Wie schwierig, langwierig und mit vielen Irrwegen verbunden der Weg bis zu dieser Einsicht war, wird aus dem hier vorrangig hinsichtlich seiner pommerschen Bezüge vorzustellenden Aufsatzband konkret und anschaulich. Das Buch beginnt mit einem die Lektüre erleichternden Vorwort der Herausgeber, in dem

Werdegang und forschungsgeschichtlicher Ort des Sammelbandes erläutert werden. Das Startsignal setzte eine Studententagung des Gustaf-Dalman-Instituts im September 2009. Besonders hervorgehoben werden hier die Verdienste von Michael Korey, Oberkonservator in den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, der zuvor auf die Präsentation der Greifswalder Lehrsynagoge in Dresden gestoßen war und sie damit wiederentdeckt hat.

Der erste Aufsatz ist eine Arbeit des Mitherausgebers und Lehrstuhlinhabers für Kirchengeschichte in Greifswald Thomas K. *Kuhn*: »Judenfeindschaft und Judenbekehrung – Zur Geschichte der Juden in Pommern um 1700« (S. 13–75). Die sozialen, politischen und kulturellen Bedingungen jüdischen Lebens in dem zwischen Brandenburg und Schweden geteilten Land werden in ihren Grundzügen, aber auch in vielen Detailschilderungen dargestellt. Hilfreich ist die Fülle von Literatur und Quellen, die der Autor auflistet und erörtert, darunter auch Arbeiten des Greifswalder Wissenschaftlers Wolfgang Wilhelmus, der sich unter schwierigen Bedingungen als einer der ersten DDR-Historiker der Geschichte der Juden in Pommern zugewandt hat. Wohl erstmals wird in *Kuhns* Aufsatz eine umfassende Rekonstruktion der Biographie des in Greifswald getauften, ursprünglich aus dem sardischen Judentum Portugals stammenden Johann Friedrich Mentès und eine historisch-kritische Aufarbeitung der über ihn vorliegenden Quellen und Sekundärliteratur vorgenommen (S. 48–75).

Ein zweiter grundlegender, leider erst im hinteren Teil des Sammelbandes platzierter, aber für die Einordnung und Bewertung der Wirksamkeit Meyers und ihres geistes- und kulturgeschichtlichen Rahmens instruktiver Aufsatz stammt von Thomas *Willi*: »Christentum und Judentum – Disgruenz und Konvergenz im Spiegel von Christoph Wallichs Blütenlese rabbinischer Lehrsprüche« (S. 449–470). Anders als der Titel vermuten lässt, ist diese Arbeit des emeritierten Greifswalder Alttestamentlers, Judaisten und späten Nachfolgers Dalmanns zunächst eine kurze, aber sehr präzise theologie- und geistesgeschichtliche Darstellung der christlich-jüdischen Begegnung. Sie beginnt mit einem Überblick »Voraussetzungen und Spuren einer christlichen Entdeckung des Ju-

dentums«, der vor allem die Jahrhunderte währende Geschichte der Judenfeindschaft verfolgt. Hervorgehoben wird dann aber der Neuanfang einer vorurteilsfreieren Sicht auf die rabbinische Theologie, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert erstmals durch den anglikanischen Gelehrten John Lightfoot gewagt wurde. Leserinnen und Lesern des Buches ist zu empfehlen, die Lektüre dieser Studie von Thomas *Willi* vorzuziehen.

Der Greifswalder Neutestamentler und Mitherausgeber des Buches Christfried *Böttrich* führt in »Die Mayerische Synagoga in Greiffswalde« Einleitung« (S. 77–88) zunächst in die Gedankenwelt und die gleichnamige Schrift von Christoph Wallich (1672–1743) ein. Der zum Christentum konvertierte Jude kam 1706 als Student und Hebräischlektor nach Greifswald. Er hat im Auftrag und in Zusammenarbeit mit Mayer die Lehrsynagoge eingerichtet und ausführlich beschrieben. Diese Beschreibung ist das wichtigste Zeugnis der Existenz dieser Einrichtung, die 1708 eröffnet und bereits 1712 in den Wirren des Nordischen Krieges aus Greifswald auf vielen Umwegen nach Dresden verbracht wurde und später verschollen ist. Es folgt ein Nachdruck dieser Schrift (S. 89–132) und ein historisch-kritischer Kommentar dazu (S. 133–186) von Christfried *Böttrich* und Daniel *Stein Kokin*, dem dritten Mitherausgeber und Juniorprofessor für Judaistik an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, der wohl als erster Jude in der Geschichte in Lehre und Forschung der dortigen Ev.-Theol. Fakultät tätig ist und damit den eingangs erwähnten Neuanfang jüdisch-christlicher Beziehungen repräsentiert. Der Kommentar zu Wallichs Schrift liest sich als materialreiche Einführung in das Schrift- und Traditionsverständnis rabbinischen Denkens. Zusammen mit den Arbeiten von Yaacov *Deutsch* (Wallich's BOOK in its Historical and Literary Context, S. 473–484), Ruth *Langer* (Wallich's Polemical Discussion of Aleynu and its Context, S. 485–500) und vor allem Naomi *Feuchtwanger-Sarig* (Synagoga Christiana: The »Mayerische Synagoga in Greiffswalde« Reconstructed, S. 501–552) macht er das Buch auch zu einer Fundgrube für die judaistische Wissenschaft. Forschungsgeschichtliches Neuland wird betreten in den beiden Studien von Christfried *Böttrich* über »Fragmente einer Biographie Wal-

lich« (S. 247–304) und dessen »Gelegenheitsdichtungen« (S. 305–348), die hier z. T. erstmals vorgestellt und interpretiert werden.

Die prägende Persönlichkeit der Greifswalder Theologischen Fakultät im beginnenden 18. Jahrhundert war fraglos Johann Friedrich Mayer (1650–1712) der aus Sachsen stammte, über Hamburg 1701 nach Greifswald kam und dort Generalsuperintendent, Geistlicher am Dom St. Nikolai und Theologieprofessor wurde. Zunächst zeichnet Christfried *Böttlich* seinen Lebensweg nach in »Die Geschichte der Mayerischen Lehrsynagoge. Nachrichten und Spuren« (S. 187–246). Schon in seiner Hamburger Zeit hatte Mayer 1692 die Existenz von Synagogen und Juden als »Ursache drohenden wirtschaftlichen Unglücks« gebrandmarkt (S. 200). Daraus folgert *Böttlich* über Mayers Motivation für die Einrichtung der Lehrsynagoge: »Es kann also gar kein Zweifel daran bestehen, dass es Mayer weder um Verständigung noch um Aufklärung, sondern vorrangig um eine ›Überwindung‹ des Judentums geht.« (ebenda.). Ausführlich widmet sich Volker *Gummelt*, apl. Professor für Kirchengeschichte in Greifswald, der bereits seine Habilitationsschrift über Mayer verfasst hat, diesem Thema: »Der lutherische Kontroverstheologe Johann Friedrich Mayer und das Judentum seiner Zeit« (S. 349–372). Dass Mayer im übrigen ein konfliktfreudiger und sehr eigenwilliger Mann war, der sich auch mit abenteuerlichen Überlegungen wie einer Verlegung der Greifswalder alma mater nach Stettin beschäftigte, schildert Dirk *Alvermann*, Leiter des Greifswalder Universitätsarchivs, in seinem Beitrag »Deus ex machina-Johann Friedrich Mayer als ›Wissenschaftsorganisator‹« (S. 373–426). Einen anregenden Beitrag zur Greifswalder Stadt- und Baugeschichte liefert schließlich der Greifswalder Historiker Mario *Schmelter*: »Die Dekanei in der Greifswalder Domstrasse 14 (3)« (S. 427–447).

Am Ende des Buches sind zwei Aufsätze zu lesen, die museologische Themen behandeln und damit ein weiteres Wissenschaftsgebiet erfassen. Der bereits erwähnte Wiederentdecker der Mayerischen Lehrsynagoge Michael *Korey* berichtet über »Das Sammeln und Ausstellen von jüdischen Ritualgegenständen durch Nichtjuden in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts« (S. 553–556). Der letzte Beitrag im Sammelband

stammt von Jens *Hoppe*, Historiker bei der Conference on Jewish Material Claims Against Germany: »Die Greifswalder Lehrsynagoge und die Anfänge der Museologie des Jüdischen in Deutschland« (S. 577–604)

Insgesamt ist zu würdigen, dass das Buch unterschiedliche Perspektiven auf die Vor- und Nachgeschichte der Greifswalder Lehrsynagoge Johann Friedrich Mayers, ihre Rahmenbedingungen, Ausgestaltung und ihre Zweckbestimmung eröffnet. Viel umfassender, als der Titel erkennen lässt, leistet es damit einen breitgefächerten Beitrag zur theologie- und kulturgeschichtlichen Aufarbeitung der jüdisch-christlichen. Beziehungen sowie zur Kenntnis des Judentums und macht die jüdische und die christliche Geisteswelt in Europa lebendig, in der die Theologische Fakultät der Greifswalder Landesuniversität in Schwedisch-Vorpommern eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Nebenbei: einmal mehr werden im Nachdenken über das Buch die wundersamen Wege der Geschichte deutlich, wenn eine durch antijüdische Polemik intendierte Einrichtung unfreiwillig die geistige Kraft und die reiche Spiritualität des nachbiblischen Judentums aufleuchten lässt. Dass diese Wege am Ende zum Ziel führen, mag auch die im November 2016 durch die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland beschlossene Abkehr von der Judenmission bezeugen. Aber welche Katastrophen mussten dem vorausgehen – und wie gefährlich bleiben Antijudaismus und Antisemitismus, unter welchem Deckmantel auch immer sie ihr Gift versprühen, leider auch bis heute in Pommern.

Christoph Ehrlich, Greifswald

Jürgen *von Gerlach*, von Gerlach. Lebensbilder einer Familie in sechs Jahrhunderten (Deutsches Familienarchiv. Ein Genealogisches Sammelwerk, Bd. 160). Insingen – Verlag Degener & Co. 2015. 384 S., zahlr. s/w u. farb. Abb. ISBN 978-3-7686-5209-4

Der gut eingeführte Fachverlag für Genealogie, Landes- und Heimatkunde sowie Kulturgeschichte – von der Heraldik scheint er sich ab-

gewandt zu haben – hat in seiner angesehenen Reihe »Deutsches Familienarchiv« schon vor geraumer Zeit ein Buch herausgebracht, das auch die interessieren wird, die sich für die Geschichte Pommerns insbesondere in der Neuzeit, aber auch für die allgemeine Geschichte Preußens jener Zeiten interessieren. Es bietet auch etwas für die Freunde der preußischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. Die Geschichte der Familie, die 1735 mit Lebrecht von Gerlach in den erblichen preußischen Adelsstand erhoben wurde, ist auf der einen Seite irgendwie typisch für viele preußische und auch pommersche Beamten- und Offiziersfamilien, deren Mitglieder ihrem Land über Generationen hinweg treu, pflichtbewusst, eifrig und vorbildlich dienten, auf der anderen Seite ist sie einzigartig. Wie könnte es auch anders sein? Das wird in dem vorliegenden Buch gut, anschaulich und kurzweilig dargestellt.

Die Familie von Gerlach stammt aus Melsungen in Nordhessen, vulgo »hessisch Sibirien«, wo schon 1318 ein Gerlacus genannt wird, 1332 dann ein Schöffe Gerlach. Dabei kann es sich allerdings um den damals nicht ungewöhnlichen Vornamen handeln, und die gesicherte Stammreihe beginnt denn auch erst 1447 mit einem Gerlach aus dem Dorf Obermelsungen. Die Familie gelangte rasch zu Wohlstand und Ansehen. Martin Gerlach (1532/33 bis nach 1613) war ein begüterter Bauer in Melsungen und das erste Familienmitglied, von dem eigene schriftliche Zeugnisse überliefert sind (S. 41). Sein Nachkomme und Namensvetter Martin Gerlach II (um 1560–1638) zog nach Osten und wurde in Nienburg an der Saale Bürgermeister und Richter bei den Fürsten von Anhalt-Köthen. Sein Enkel, der IV. gleichen Namens (1630–1687), heiratete 1654 in die anhaltische Theologendynastie Sachse ein, was einen deutlichen gesellschaftlichen Aufstieg nach sich zog. 1658 wurde er Küchenmeister, »Verwalter und Vorsteher der Fürstlichen Tafel am Köthener Hof« (S. 61), und 1684 Kammervorwalter in Bernburg. Sein Sohn Lebrecht G. (1669–1742) studierte von 1689 bis 1694 die Rechte in Frankfurt an der Oder und Jena. Mit ihm wurde die Familie in Preußen und in Pommern ansässig, so dass sie für uns interessant wird und beachtet werden muss. Er zog nach Stolp und trat in die Dienste von Kurfürst bzw. Herzog Friedrich

III. von Brandenburg bzw. in Preußen, der 1701 König in Preußen wurde. 1695 wurde er Hofgerichtsadvokat in Stolp, 1697 schon für lange zwei Jahrzehnte Referendar und Sekretär des dortigen Landvogteigerichts, das erstinstanzlich für den Adel zuständig war und 1720 aufgelöst wurde. 1718 bis 1720 ist er als Bürgermeister nachzuweisen, und 1720 wurde er zum Königlich-preußischen Hofgerichtsrat an dem in demselben Jahr zu Köslin gegründeten Hofgericht für das östliche Hinterpommern ernannt. Auch das war eine ständische Einrichtung, die je zur Hälfte mit adeligen und bürgerlichen, rechtsgelehrten Richtern besetzt und für den schlossgessenen Adel hauptsächlich für Lehn-sachen und bürgerliche Streitigkeiten zuständig war (S. 71–76). 1735 erfolgte auf sein Ersuchen hin die schon genannte Erhebung in den erblichen preußischen Adel (S. 78–83).

Lebrechts Enkel Leopold von Gerlach (1757–1813), Sohn des einflussreichen Geheimen Oberfinanzrates beim Generaldirektorium, der obersten Verwaltungsbehörde Preußens, Friedrich Wilhelm von Gerlach (1711–1780, S. 87–95), stieg 1795 vom Rat in der Kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer (seit 1780) zum Präsidenten dieses Kollegiums auf. 1809 erhielt er das Berliner Bürgerrecht und wurde kurze Zeit später zum ersten Oberbürgermeister der preußischen Hauptstadt gewählt bzw. ernannt. Das über ihn überlieferte Urteil aus dem Jahr 1801, das keineswegs negativ aufzufassen ist, er sei »ein sehr rechtschaffener, gewissenhafter, mühsamer, fleißiger, gründlicher Geschäftsmann«, aber nicht befähigt, »die Geschäfte kurz zum Ziel zu führen, ohne Verletzung der Gründlichkeit oder Form« (S. 98) dürfte sicherlich auf ihn ebenso zutreffen wie auf die Mehrheit der Amtsträger im Königreich Preußen! Zunächst diente er, dessen Behörde im Berliner Schloss untergebracht war, noch dem »Alten Fritz«, dessen gleichsam moderne, aufklärerische Weltanschauung er, ein Anhänger des sog. Reichspatriotismus«, strikt ablehnte. Deshalb ist es nicht erstaunlich, dass er unter Friedrich Wilhelm II. Karriere machte und ein Einfluss gewann, zumal er den schwärmerischen und intoleranten religiösen Anschauungen des berühmten Ministers Wöllner nahe stand (S. 96–113). Dieser Gerlach begründete den Familienzweig, der sich nach dem von ihm 1805 er-

worbenen Gut Rohrbeck in der Neumark, die keine preußische Provinz war (S. 194), sondern zu Brandenburg gehörte. Dem Gut ist ein eigener Abschnitt gewidmet (S. 194–205) – Sein älterer Bruder Ludwig August von Gerlach (1751–1809, 278–281), Präsident des Hofgerichts zu Köslin seit 1797, der Wirkungsstätte seines Großvaters, hingegen begründet den Parsower Familienzweig, benannt nach dem 1779 von seinem Vater erworbenen Gut zwischen Körlin und Köslin, für das der Sohn 1806 einen bis 1922 bestehenden Fideikommiss stiftete (S. 281). Parsow mit seinen Gebäuden und den herrlichen alten Königseichen (S. 311 mit Farbfoto) wird in dem Buch anschaulich vorgestellt und geschildert (S. 304–312).

Der Rohrbecker Leopold von Gerlach hatte fünf Kinder, eine Tochter und vier Söhne. An zwei dieser Söhne denkt jeder unwillkürlich, der den Namen von Gerlach – über den Namen gibt es ebenso ein eigenes Kapitel einschließlich des Heiligen Gerlach aus dem 12. Jahrhundert wie über andere Familien dieses Namens, zwischen denen sich keine Verwandtschaft nachweisen lässt (S. 319–325, 333–337), – hört oder liest und in der neueren preußischen Geschichte etwas bewandert ist. Es sind Leopold (1791–1861), General und Generaladjutant des Königs, und Ludwig von Gerlach, Präsident des Appellationsgerichts Magdeburg und Führer der preußischen Konservativen, die zur hoch einflussreichen Kamarilla um König Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861, reg. 1840–1858, vertreten durch den Prinzen v. Preußen seit 1857) gehörten, dem Romantiker auf dem preußischen Königsthron und wohl gebildetsten Hohenzoller, und deren Kern bildeten, ja vielleicht sogar diese letzten Endes ausmachten. Sie waren kompromisslose Vertreter eines anachronistischen, romantisch verbrämten und zutiefst christlich-konservativ geprägten Gottesgnadentums. Sie wurden zu Ziehv Vätern Otto v. Bismarcks, der sich dann aber zum sich an der Staatsraison orientierenden Realpolitiker wandelte. Das führte zum tiefen und seit dem sog. Kulturkampf irreparablen Bruch mit den Gerlachs und ihren Freunden. Der in Passau lehrende Historiker Hans-Christof Kraus, der sich um die objektive Darstellung der preußischen Geschichte insbesondere des 19. Jahrhunderts verdient gemacht hat, befasste sich in mehreren Stu-

dien, darunter zwei Monographien, ausführlich mit den beiden Brüdern, denen man Respekt nicht versagen kann; die einschlägigen Titel findet man in dem umfangreichen und erschöpfenden Literaturverzeichnis (S. 346–359, hier S. 352 f.). Man merkt den entsprechenden Passagen der vorliegenden Familiengeschichte an, dass ihr Verfasser diese Veröffentlichungen mit großem Gewinn genutzt hat. So ist denn auch gleich einleitend ein Dank an Kraus zu finden (S. 17), dessen Studien weiter führen als die eher umstrittenen Darstellungen von Hans-Joachim Schoeps. – Die Brüder waren wie ihre Geschwister weltanschaulich durch ihren Vater und dessen schroffe Ablehnung der aufklärerischen Welt Friedrichs des Großen geprägt, dem sie diesen Ehrentitel hartnäckig verweigerten (S. 97). Ihr älterer Bruder Wilhelm (1789–1834, S. 121–180) wurde Vizepräsident des Oberlandesgerichts Frankfurt/Oder, ihr jüngerer Bruder Otto (1801–1849, S. 166–180) war Theologe, 1835 bis 1847 Pfarrer an St. Elisabeth, einer der vier von Schinkel erbauten sog. Vorstadtkirchen Berlins, und dann sehr einflussreicher Hof- und Domprediger. – Sophie (1787–1807), die einzige und ältere Schwester der vier Brüder, die weltanschaulich ganz eng verbunden waren, heiratete 1804 Karl von Grolman (1777–1843), der spätere General und von 1814 bis 1819 der erste Chef des preußischen Generalstabes (S. 118–120), ein eher liberaler Mann.

Uns muss hier noch interessieren, dass mehrere Familienmitglieder wesentliche Rollen in der Verwaltung Pommern im 19. Jahrhundert spielten. Sie sollen wenigstens genannt werden. Dr. Klaus von Gerlach (1875–1955, S. 193 f.) war Landrat des Kreises Kolberg-Körlin von 1917 bis 1920, nicht aber von Lauenburg, wie hier lesen ist (S. 193). Im Inferno des Jahres 1945 rettete er große Teile des Familienarchiv aus Rohrbeck, das 1954 durch Vermittlung von Hans-Joachim Schoeps an die Universität Erlangen kam, wo man es freilich kaum suchen wird. Carl Heinrich von Gerlach (1783–1860, S. 283–285) war von 1812 bis 1839 auf Wunsch des Staatskanzlers Fürst Hardenberg Landrat des Fürstentums Kammin (Cammin), 1824 bis 1853 gewählter Deputierter zum Pommerschen Provinziallandtag und dessen stellvertretender Landtagsmarschall. 1847 gehörte er dem Vereinigten Landtag an, 1850 dem Erfurter Unionsparlament.



1854 berief in der König auf Lebenszeit in das Herrenhaus, die Erste Kammer des Preußischen Landtags bis 1918, deren Alterspräsident er war. Sein Schwiegervater war der Großkanzler (i. Justizminister) Carl Friedrich (von) Beyme (S. 285–288), an den in Berlin bis heute u. a. die Domäne Dahlem und sein Herrenhaus in Steglitz, das Wrangel-Schlösschen, erinnern. August von Gerlach (1830–1906, S. 290–292), der Sohn Carl Heinrichs, war von 1873 bis 1891 Landrat des Kreises Köslin-Land und jahrzehntelang, 1866 bis 1906, als Konservativer Parlamentarier im Reichstag und in beiden Häusern des Preußischen Landtags; die Berufung in das Herrenhaus, dem er bis zu seinem Tod angehörte, erfolgte 1889.

Ein kleines Kapitel beschäftigt sich mit dem Ritter- und Adelsbrief für einen Jakob Gerlach, den Kaiser Sigmund in Rom anlässlich seiner Kaiserkrönung 1433 ausgestellt haben soll. Dabei handelt es sich allerdings um eine Fälschung. Das Diplom ist ohnehin nur in einer beglaubigten Zweitabschrift aus der Stiftskanzlei Quedlinburg von 1663 überliefert, die ganzseitig und in Farbe abgebildet wird (S. 314). Die mutmaßliche Geschichte der Fälschung und der Urkundenabschriften wird exakt nachgezeichnet, wobei der Verfasser seiner eigenen früheren und ausführlichen, gründlich belegten Studie folgt (in: HEROLD-Jahrbuch NF 13, 2008, S. 25–63). Allerdings geht er auf das Wappen selbst nicht ein und hinterfragt es auch nicht. Es ist sehr schön gleich am Anfang des Buches noch vor dem Inhaltsverzeichnis in der Fassung von 1633 abgebildet, in der es sich in der Abschrift von 1663 und auch im Adelsbrief von 1735 findet: in Schwarz ein aus einer roten und goldenen Flamme wachsender silberner Pferderumpf, auf dem Helm mit schwarz-silbernen Decken das Wappenbild. Es handelt sich um ein aus heraldischer Sicht gesehen ausgesprochen misslungenes Wappen, das ein Produkt einer frühen Wappenhandels- oder auch Wappenschwindelfirma sein könnte. Da es aber von der Familie seit langer Zeit geführt wird, kann man es wohl kritisieren und schlecht finden, aber nicht wirklich beanstanden. Es ist leider kein Einzelfall.

Der Verfasser Jürgen von Gerlach wurde 1936 geboren und ist, ganz in der Familientradition stehend, Jurist. Er gehörte dem hessischen Ju-

stizdienst an, wurde Richter am Oberlandesgericht in Frankfurt am Main und schließlich 1986 Richter am Bundesgerichtshof in Karlsruhe. Bereits früher ist er mit Aufsätzen zur Familiengeschichte hervorgetreten. Seine schöne Familiengeschichte ist reich und anschaulich illustriert, wobei viele Vorlagen bisher noch nicht veröffentlicht waren, was dem Buch zusätzlichen Reiz verleiht. »Institutionen« der Familie, dem schon erwähnten Archiv, heute in Erlangen, dem Familientag und dem Familienverband sind eigene Abschnitte gewidmet (S. 326–332). Stammtafeln, Literatur-, Quellen- und Abkürzungsverzeichnis sowie ein gut und durchdacht untergliederter Registerteil beschließen das gelungene Buch (S. 338–382), das, wie hoffentlich gezeigt werden konnte, auch wertvolle Auskünfte zur Geschichte Pommerns im 18. und 19. Jahrhundert gibt.

Berlin, Ludwig Biewer

Hans Herbert *Krause*, Stettin auf Weißem Gold. Veduten auf Porzellan des 18. und 19. Jahrhunderts (Stettiner Heft Nr. 20), hgg. v. Historischen Arbeitskreis Stettin, 120 S., viele, großenteils farb. Abb., Planskizzen und Tab. Erstauflage April 2017. Ohne ISBN. Zu beziehen über Haus Stettin, Hüxterdamm 18 A, 23552 Lübeck.

Vorausgeschickt sei die allgemeine Bemerkung, dass es kaum eine anschaulichere Möglichkeit gibt, etwas über die Baugeschichte, Kultur und wirtschaftliche Entwicklung einer Stadt zu erfahren als über die Porzellanmalerei mit der Darstellung von Stadtansichten (Veduten) auf Sammeltassen, Tellern und Vasen. Die Malerei auf Glasobjekten gehört entfernt mit dazu. Insbesondere die Porzellanmanufaktur hat diese Kunst seit der Wiedererfindung des »Weißen Goldes« durch den Sachsen Johann Friedrich Böttger aufblühen lassen. Im Jahr 1710 wurde von ihm die Meißner Porzellanmanufaktur gegründet.

In den ersten 5 Kapiteln des großformatigen Heftes werden die wichtigsten Daten der Porzellanherstellung in Deutschland kurz dargestellt. Der Werkstoff Porzellan wurde in Stet-



tin nicht hergestellt. Im Wesentlichen wurden die Rohlinge von den Stettiner Porzellanhändlern und Porzellanmalern von der Königlichen Porzellan-Manufaktur Berlin (KPM) bezogen. Andere Bezugsquellen waren die Friedrich Adolph Schuhmann Porzellan-Manufaktur Berlin (SPM) und die Sanitäts- und Steingutfabriken Carl Krister, Waldenburg/Schlesien. Eine farbige Markentafel fasst die Firmensignets mit Angabe der Herstellungsjahre (blaues Zeppter der KPM) und der Konkurrenz-Manufakturen SPM und Krister zusammen. In einer anderen großen Übersichtstafel, die aus den Adressbüchern Stettins im Zeitraum 1833–1870 zusammengestellt wurde, werden die Namen und Adressen von 13 Porzellanhändlern und Porzellanmalern (Hausmaler) sowie mehrerer Brennanstalten angegeben. Der Beruf des Töpfers wurde laut dem Allgemeinen Wohnungsanzeiger für Stettin aus dem Jahr 1852 von 14 Töpfermeistern ausgeübt. Als Motive wurden von ihnen hauptsächlich Blumen, Blüten und Strichelemente in Töpfe eingebrannt (Fayancemalerei). Die Motive veränderten sich im Verlauf von 200 Jahren. Seit 2012 wird die traditionelle »Stettiner Ware« nach historischen Mustern als bäuerliche Fayance wieder in Stettin hergestellt.

Das Kernstück des großformatigen Heftes bildet das Kapitel 8 mit Einzeldarstellungen der Stettin-Motive auf Weißem Gold. In einer Übersichtstabelle werden die Bestände an Porzellantassen und -tellern in Museen, Archiven, Auktionshäusern und privaten Sammlungen (davon 8 im Besitz des Autors) aufgeführt. Die Gesamtzahl beträgt 39. Hinzukommt ein Andenkenteller vom »Berliner Thor«, der ungemarkt vor 1895 in Massenproduktion auf den Markt kam. In den Unterkapiteln 8.2.01–8.2.39 folgen die zumeist farbigen Darstellungen der Stadtansichten, Kirchen, historischen Bauten, Denkmäler, Straßen, Märkte (Wollmarkt auf dem Grünen Paradeplatz, Heumarkt mit dem Alten Rathaus und der Börse), Hafenszenen, Werften (A:E. Nüscke Schiffswerft) und abweichend von den Stadtbildern 2 Ausflugsziele mit entferntem Blick von der Neptunmühle an der Oder bzw. von der Prinzen-Eiche in Straußensruh bei Finkenwalde auf die Stadt. Unter jeder einzelnen abgebildeten Porzellanmalerei findet sich ein Kasten mit Daten zur Markung, Grö-

ße und Form, Bezeichnung und zum Besitz. Literaturhinweise vervollständigen die Bildbeschreibungen. Einige Tassen zeigen mehrere verschiedene Bilder. Als Vorlage zu den Ansichten dienten den anonym gebliebenen Porzellanmalern neben ihren eigenen Entwürfen Wiedergaben von Lithographien, Stahlstichen, Holzstichen, Federzeichnungen, Aquarellen und Ölgemälden bekannter Künstler wie z.B. J. F. Rosmäler, Friedrich Gilly, E. Scharden, E. Sanne und August Ludwig Most. Die Vorlagen werden in den Begleittexten im Ganz- oder Teilformat mit gezeigt. Historische Anmerkungen z.B. zur Geschichte der Alten Baumbrücke, der Jakobi-Kirche, der Peter- und Paul-Kirche und des Logengartens ergänzen die Ausführungen. Besonders gut passen zu dem Hauptthema die Kapitel 7.1 über die höfische Tafelkultur Preußens am Schloss zu Stettin und 7.2 über das Porzellan in der gehobenen bürgerlichen Tafelkultur Stettins. Nur wenige Streitfragen konnten in diesem Zusammenhang nicht restlos geklärt werden. Es erscheint dem Rezensenten auch unwesentlich, ob die beiden Prunkteller mit Ansichten von Stettin als Geschenk des preußischen Königshauses an die beiden russischen Kaiserinnen Maria Fjodorowna (geboren in Stettin als Sophie Dorothee Auguste Luise Prinzessin von Württemberg) und Großfürstin Elisabeth Alexejewna im Entstehungsjahr 1818 oder etwas später versandt wurden. Interessanter ist der Nachweis des Autors einer Widmung des Händlers von Stichen der Königlichen Akademie in Berlin namens Jean Morino. Sie ist an die russische Großfürstin Elisabeth gerichtet. Der Teller zeigt eine »Vue de Stettin«, auf der der übrig gebliebene Turmrest der 1789 abgebrannten Marienkirche mit abgebildet ist. Die Vorlage stammt von einer Gouache des Malers Johann Friedrich Nagel. Fast alle Veduten wurden als Ganzoder Teilansicht vom Ostufer der Oder (Malerwinkel auf der Lastadie) oder aus nördlicher Richtung vom hoch gelegenen Logengarten aus gemalt. Die älteste Stettin-Tasse mit einer Vedute »Stettin vom Südwesten« ist auf Grund der Markung der KPM in die Zeit um 1790 einzuordnen.

Wie jede Kunstsammlung ist auch die Sammlung der Porzellanbilder mit Stettin-Motiven unvollständig und bedarf zusätzlicher Ergänzungen. Vielleicht besitzt der eine oder andere

Leser eine solche Sammeltasse und könnte zur Vervollständigung der Sammlung beitragen. Dem Autor selbst sei großer Dank ausgesprochen für die Zusammenstellung dieses schönen Heftes. Der klare Farbdruck und die übersichtliche Satztechnik sind lobend hervorzuheben und machen dem Titel alle Ehre. Das Heft eignet sich deshalb auch als Buchgeschenk.

Hermann Manzke, Heikendorf

Linda *Olofsson*, Reise durch Schweden im Jahre 1804 von Ernst Moritz Arndt. Eine Reisebeschreibung in ihrem kulturgeschichtlichen Kontext. Frankfurt am Main–Weimar–London–New York – Public-Book-Media-Verlag 2015. 449 S., ISBN 978-3-86369-229-2

Die in den vergangenen Jahrzehnten kontrovers geführte Diskussion um das Werk und die Person des Nationalromantikers Ernst Moritz Arndt, die erst jüngst in der Debatte über Arndt als Namenspatron der Universität Greifswald auf einem Höhepunkt angelangt war, bleibt für politisch, geschichtlich und kulturell Interessierte nicht nur im regionalen Bereich bedeutend.

Es ist darum bemerkenswert, dass sich die Schwedin Linda *Olofsson* mittels ihrer Masterarbeit einem kaum beachteten Werk Arndts zuwendet, seiner vierteiligen, 1806 bei Langer in Berlin erschienenen *Reise durch Schweden im Jahre 1804*. Im Publikationsjahr wurde das Ende des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation durch die Expansionspolitik Napoleons besiegt, durch welches sich auch die Herausbildung einer deutschen Nationalromantik begründete.

Die Arbeit versteht sich als eine Neubewertung der Reiseschrift unter kulturgeschichtlichen Aspekten und setzt damit auch neue Akzente in der Bewertung der Person Ernst Moritz Arndts. Linda *Olofsson* stellt ihrer Untersuchung einige Textauschnitte voran, die von der emanzipierten Autorin Mary *Wollstonecraft*, dem deutsch-amerikanischen Historiker Georg L. *Mosse*, dem Dichter Tarjei *Vesaas* sowie dem Schriftsteller Jorge *Semprun* verfasst wurden, mit deren Hilfe Arndt schon zu Beginn von der Au-

torin eingeschätzt wird: Sie sieht in ihm einen biologisch-kulturellen Rassisten.

In der Einleitung geht sie auf Arndt-Rezeptionen ein, hinterfragt seine historische Bedeutung und seine Suche nach seiner nationalen Identität, die durch seinen schwedisch-pommerschen Geburtsort auf Rügen zweigeteilt war. Sie beschäftigt sich weiterhin mit seinem Charakter und seiner Glaubwürdigkeit, um Arndts privates und öffentliches Leben zu erfassen und ihm somit näherzukommen. Ihre umfassenden Quellenstudien zur Rezeption Arndts geben ein breites Spektrum seiner Bewertung wieder, wobei sich zahlreiche Rezipienten günstig über Arndt äußern, andere ihn für einen Günstling Gustavs IV. Adolf halten, wiederum andere bestimmte Charakterzüge und Teile seines Œuvres für fragwürdig erachten, wenn nicht sogar ablehnen. Der Verdacht von Karrierismus und Opportunismus drängt sich ihr auf, und so stellt sie Arndts Glaubwürdigkeit generell in Zweifel. An dieser frühen Stelle verfestigt die Verfasserin ihr Urteil über ihn: Arndt kann als nationalistischer und rassistischer politischer Publizist bezeichnet werden.

In ihrer Untersuchung will sie prüfen, wie Arndts Reisebericht über Schweden im Vergleich zu drei weiteren Reisebüchern anderer Autoren (Mary *Wollstonecraft*, Joseph *Acerbi*, Georg *Kerner*) einzuordnen ist, die ungefähr zur gleichen Zeit entstanden.

Die dem ersten Kapitel vorausgeschickte Disposition klärt Fragen nach der Zielstellung der Arbeit, nämlich warum die Autoren so verschieden über Schweden, sein Volk und seine Könige schrieben, obwohl sie doch zur selben Zeit lebten und warum sich die wissenschaftlichen Urteile im Verlauf von 200 Jahren so unterschieden. *Olofsson* mutmaßt eine Veränderung im geistesgeschichtlichen Verlauf. Warum nun allerdings auf Theorie und Methode in einer Ausführlichkeit eingegangen wird, in deren Mittelpunkt die Weltsystemtheorie Immanuel *Wallersteins* (geb. 1930) steht, verwirrt mehr, als dass es erhellt. Es klärt zumindest den Anspruch der Verfasserin, die Arbeit Arndts und der anderen Reiseschriftsteller am heutigen Forschungsstand, an den veränderten Moralvorstellungen und modernen ethischen und sozialen Ansprüchen des 21. Jahrhunderts messen zu wollen.

Im zweiten Kapitel widmet sie sich der Epoche der Regentschaft der Schwedenkönige Gustav III. und Gustav IV. Adolf (1771–1809, in Schweden »gustavianische Zeit« genannt). Der von der Aufklärung und der Romantik beeinflusste Lebensstil, der Stand der Wissenschaften sowie Reflexionen über die Charaktere von Gustav III. und Gustav IV. Adolf leiten diesen Abschnitt ein. Mit Gustav IV. Adolf und Arndt greift sie das Verhältnis Dienstherr und angestellter Hochschullehrer auf und bemüht zwei Werke Arndts, in denen sie wiederum glaubt, ihn als Rassisten und Karrieristen klassifizieren zu müssen. »Germanien und Europa« (1803) wertet sie oberflächlich als einen Versuch Arndts, Europa nach Sprach- und Rassegemeinschaften neu ordnen zu wollen. Die Rede Arndts »Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache« (1804), die er aus Anlass einer Feierstunde zu Ehren des Geburtstags für König Gustav IV. Adolf an der Universität Greifswald hielt, habe nur seinem weiteren beruflichen Aufstieg, möglicherweise auch in Schweden gedient. Arndts späteres Leben bis 1840 umreißt sie nur recht notdürftig. Da Arndt ihr Forschungsgegenstand ist, überrascht diese Oberflächlichkeit.

Der anschließende Hauptteil widmet sich sodann Arndts Reiseschrift. Diese wird in 26 Unterpunkten gegliedert, die zum großen Teil sehr ausführlich behandelt werden.

Es werden von ihr u. a. die Rubriken Städte mit ihrer Architektur und Infrastruktur, die Besuche bei prominenten Männern und die Charakterisierung des schwedischen Volkes analysiert. Auch seine Ausführungen über die Landwirtschaft, auf dessen Gebiet Arndt über ein fundiertes Wissen verfügte, werden von ihr tiefgründig beleuchtet. *Olofsson* geht auf Arndts Beschreibung des Bergbaus und der Forstwirtschaft ein und billigt seine Kritik an der privilegierten Subventionierung des Bergbaus gegenüber der Landwirtschaft. Wenn sie über Arndts anerkennende Beurteilung der schwedische Bevölkerung schreibt, dann nicht ohne die von ihm niedergeschriebenen Temperamentsunterschiede in den verschiedenen Provinzen zu referieren. So wird Arndts nuancierte Wahrnehmung von Unterschieden der Menschen der flacheren Gebiete von denen der Berge unterstrichen. Stark divergierend dazu hebt sie jedoch

die Beschreibung der Lappen (Samen) im Umkreis Handöls hervor. Die genauen Schilderungen über deren Körperproportionen und ihren Lebensstil veranlassen die Autorin immer wieder zu scharfer Kritik. Die Äußerungen Arndts über die Lappen werden gekürzt, einseitig ausgewählt oder ganz weggelassen. So spart sie in ihren Ausführungen bewundernde Bemerkungen Arndts über die Tracht der Lappen oder deren Geschicklichkeit aus. Arndt unterstreicht, dass die Lappen bei einem Hochzeitsfest – auch wenn das nicht verallgemeinert werden kann – »gar keinen jammervollen oder peinlichen Eindruck« machen. Auch auf diesen Anhaltspunkt verzichtet die Verfasserin. *Olofssons* Meinung über Arndt im Hinblick auf dessen Beschreibung der Lappen ist unausgewogen und reich an Vorurteilen. Für sie ist er ein Reiseschriftsteller mit einer »sehr deutlichen und abstoßenden rassebiologischen Auffassung«. Hier wäre es erforderlich gewesen, Arndts Ansichten zur Aufklärung (u. a. aus der Schrift »Ein menschliches Wort über die Freiheit der Republiken«, 1800) mit einzubeziehen sowie überhaupt die Kenntnisse, die er sich über dieses Volk erworben hatte (u. a. vorab beim schwedischen Wissenschaftler Göran Wahlenberg in Uppsala), angemessen zu wichten; die spätere Diskriminierung der Lappen – insbesondere im 20. Jahrhundert – darf Arndt nicht angelastet werden. Wenn die Verfasserin Arndts Begegnungen folgt, kommt sie nicht umhin festzustellen, dass sein Interesse einerseits der intellektuellen Kaste im Land als auch den einfachen Menschen der ländlichen Bevölkerung gilt, deren Kultur aber auch soziale Situation er umfassend seine Zuneigung darbringt. Infolge seiner Herkunft gehört Arndts Sympathie ihnen und nicht den Adligen, deren frankophile Lebensart er ihnen vorwirft, da sie die nationalen Traditionen der Schweden unterwandern. Dessen ungeachtet versteigt sich die Autorin in die Behauptung, die Reisebeschreibung sei ein »Auftragswerk« des schwedisch-pommerschen Adels oder gar des Königs selbst gewesen.

Im vierten Kapitel widmet sie sich den Rezensionen des Reiseberichts. So wird ein breites Spektrum an Wertungen sichtbar gemacht, welches von harscher Kritik (bspw. durch Gunnar *Müller-Waldeck* 1998) bis zu lobenden Zustimmungen bei Autoren wie *Björquist* und *Swenson*

reichen. Es gibt auch uneingeschränkte Empfehlungen, z. B. durch *Beijerstein* (1917), der Arndts ethnographischem Blick auf den Gegenstand herausstellt.

Im abschließenden fünften Kapitel assoziiert sie paradigmatisch die Arbeit mit Theorieansätzen des 20. Jahrhunderts (u. a. denen der Annales-Schule, vertreten durch Fernand Paul *Braudel* und dessen Schüler Immanuel *Wallerstein* mit seiner Weltsystemtheorie). *Olofssons* unzulässige Herangehensweise, so ambitioniert sie auch sein mag, kann auf diese Weise dem Werk und der Person Arndt nicht gerecht werden. Da sie sich nicht zu schade ist, auch einen Nationalsozialisten als Gewährsmann aufzurufen, gemeint ist hier Meinert *Hansen*, der sich nicht zuletzt durch seine Arndt vereinnahmende Dissertation (Hamburg 1936) auswies, zeigt ihre ahistorische und gleichermaßen fahrlässige Annäherung an das Thema.

Linda *Olofsson* formuliert in ihrem Buch, dass die Rezeption Arndts in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fast ausschließlich durch Arndt-Kenner erfolgt ist. Umso fragwürdiger erscheint in diesem Zusammenhang ihre oberflächliche Arbeitsweise bei gleichzeitig umfassender Rechercharbeit. So werden Zitate aus Rezensionen bzw. wissenschaftlichen Arbeiten falsch übernommen und/oder zum Teil inkorrekt wiedergegeben, zudem sind Literatur- und Inhaltsverzeichnis nicht vollständig. Die Arbeit wirkt schlecht redigiert. Es kommt sehr häufig zu wortwörtlichen Wiederholungen ganzer Absätze. Der Ausdruck wirkt unausgereift. Dies sind Nachlässigkeiten, die man leider auch dem Lektorat des Verlages anlasten muss.

Die hier vorliegende Bewertung Arndts durch die Verfasserin Linda *Olofsson* sagt sehr viel über deren eigenes Weltbild aus, so wird man weder der Zeit Arndts noch unserer eigenen gerecht.

Frank Pöllnitz, Zwönitz

Heinrich Friedrich. Reise durch Deutschland 1835, hg. v. Hermann *Zschoche*. Husum – Verlag der Kunst 2016. 119 S., zahlreiche Abb. ISBN 978-3-86530-224-3

Ein kleines, reich und kundig illustriertes Büchlein, spannend zu lesen, voller interessanter

Lesefrüchte, schildert die Reise des Neffen des bekannten Romantikers Caspar David Friedrich durch Deutschland. Als Handwerksgehilfe – Karl Heinrich Wilhelm Friedrich ist Seifensieder wie der Vater und andere Mitglieder der Familie – reist der 24jährige zwischen dem 6. April und dem 31. Oktober 1835 mit offenen Augen durch große Teile des Deutschen Bundes. Von Greifswald geht es über Stettin und Frankfurt/Oder nach Breslau, über das Riesengebirge und Görlitz nach Dresden zum berühmten Onkel, bei dem er sich einige Zeit aufhält. Teplitz, Prag, Karlsbad, Regensburg, Passau, Linz, Amstetten, Salzburg, Berchtesgaden, Innsbruck, Bregenz, Schaffhausen, Strasburg, Mainz, Wiesbaden, Frankfurt am Main, Eisenach, Gotha, Kassel, Paderborn und Porta Westfalica sind die wichtigsten weiteren Stationen. Dort bricht der Bericht ab, wie der junge Mann seinen Rückweg nach Pommern nahm, erfahren wir nicht. Wir lernen aber viel über die Begeisterung eines jungen Flachländers für Berge und Gebirge – ausführlich beschreibt er seine Wanderungen im Riesengebirge, der Sächsischen Schweiz, dem Tennengebirge und anderen.

Die Beobachtungen des jungen Mannes sind kurzweilig zu lesen und zudem vom Herausgeber hervorragend aufbereitet. In den zahlreichen Fußnoten stellt er kurz, aber sehr kundig die Personen vor, denen der junge Friedrich begegnet, liefert unaufdringlich Hintergrundinformationen zu Gemälden des berühmten Onkels, die in der Zeit des Aufenthalts des Neffen entstehen oder verkauft werden, zu Orten, Gebäuden und Ereignissen wie Schlachten, Begegnungen oder Theateraufführungen. Ganz nebenbei erfährt man, wie viele Taler pro Stunde in der kursächsischen Münze ausgemünzt wurden, dass man eine Reise vorbereiten musste, indem man sich auf dem Polizeibüro ein Visa besorgte und ahnt, welche Mühe eine so lange Reise wie des jungen Friedrich schon in dieser Beziehung bedeutete. Wenn der junge Friedrich wiederholt stöhnt, daßsman all die Kunstschätze Dresdens und anderer Städte gar nicht alle aufnehmen und würdigen kann trotz mehrstündiger Besuche der einschlägigen Kabinette, ist man ganz bei ihm. So wird der Reisebericht des jungen Mannes für vieles alltägliche zu einer guten Quelle, so auch für den Haushalt des großen Malers, für seine Arbeitsorganisation, für seine Art, Inspiration zu empfangen auf

Spaziergängen oder in den zahlreichen Kunstsammlungen Dresdens.

Wann ist einem der Erfahrungs- und Erlebnishorizont eines jungen Pommern so charmant vor Augen geführt worden? Natürlich wissen wir viel über herzogliche, adlige oder Reisen Intellektueller, dass ein pommerscher Handwerks-geselle aus so berühmter Familie viel zu berichten hat, wird spätestens nach Lektüre dieses sehr empfehlenswerten Buches deutlich.

Nils Jörn, Wismar

Geschichtswissenschaft in Greifswald. Festschrift zum 150jährigen Bestehen des Historischen Instituts der Universität Greifswald, hg. v. Niels *Hegewisch*, Karl-Heinz *Spieß* und Thomas *Stamm-Kuhlmann* (Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald, Bd. 11). Stuttgart – Franz Steiner Verlag 2015. 297 S. ISBN 978-3-515-10946-8

Michael *Czolkoff*, Studien zur Geschichte der Geschichtswissenschaft. Die Universität Greifswald in der preußischen Hochschul-landschaft (1830–1865). Marburg an der Lahn – Tectum Verlag 2015. 208 S. ISBN 978-3-8288-3515-3

Die erste eigenständige Geschichtsprüfung im deutschsprachigen Raum wurde schon 1504 in Mainz begründet, die an der Universität Greifswald 1765 und mit Johann Georg Möller besetzt. Die zweite folgte 1857, und auf sie, zunächst ein Extraordinariat, das das preußische Kultusministerium erst 1866 für den Gelehrten »alten Stils« Theodor Hirsch zum Ordinariat erhob, wurde der klassische Philologe Karl Ludwig von Ulrich (hauptsächlich für die Alte Geschichte) berufen. Damit war für viele Jahrzehnte mit zwei Geschichtsprüfungen, zu denen noch Adjunkte, Privatdozenten und weitere »mindere« Professuren kamen, die Struktur geschaffen, die das Fach fast ein Jahrhundert lang bestimmte. Nicht nur in Greifswald stand es noch bis weit in das 19. Jahrhundert hinein unter dem Primat der Klassischen Philologie. – Das in dem vorliegenden Sammelband zu seinem 150. Geburtstag gefeierte Historische Seminar der Universität Greifswald wurde 1863

gegründet und steht damit dem Alter nach an sechster Stelle der vergleichbaren Einrichtungen. Es ist zum Beispiel nur ein Jahr jünger als das vielleicht doch renommiertere der ungleich größeren Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Bonn, aber an Anciennität etwa dem hochangesehenen Seminar an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin um ein Vierteljahrhundert voraus, das erst 1885 eingerichtet wurde (vgl. die Übersicht S. 13). In diesen Seminaren arbeiteten fortan Lehrende und Lernende gemeinsam an Quellen zur Geschichte aller Epochen, was ein Quantensprung in der universitären Lehre darstellte. Sie heißen heute bzw. schon seit vielen Jahren z. B. an den Universitäten in Berlin und Bonn »Historische Institute«. An der Ernst-Moritz-Arndt-Universität erfolgte die Umbenennung 1951 (S. 177). – Hervorzuheben ist, dass in mehreren Beiträgen auch auf die Zahl der Geschichtsstudenten und die Besoldung der Professoren eingegangen wird.

Der mit 46 Seiten umfangreichste Beitrag stammt aus der Feder von Michael *Czolkoff* und beruht (vgl. Anm. 1, S. 9) auf seiner im Sommer 2013 angenommenen Greifswalder Masterarbeit »Zur Entwicklung von Professionalitätskriterien und Disziplin. Die Greifswalder Geschichtswissenschaft im Kontext der preußischen Hochschullandschaft – von den 1830er Jahren bis zur Institutsgründung 1863«, die von Thomas Stamm-Kuhlmann und Hedwig Richter begutachtet wurde. In gründlich überarbeiteter Fassung erschien diese Studie unter dem einfacheren Titel »Studien zur Geschichte der Geschichtswissenschaft. Die Universität Greifswald in der preußischen Hochschullandschaft (1830–1865)« in demselben Jahr kurze Zeit nach dem hier primär zu betrachtenden Sammelband zum Seminarjubiläum. Es empfiehlt sich und ist gewinnbringend, beide Bücher, zumindest aber den Aufsatz und die Monographie von *Czolkoff* parallel zu lesen; sie werden hier gemeinsam angezeigt. Zudem ist seine gelungene Kurzbiographie über Friedrich Wilhelm Barthold im 2. Band des Biographischen Lexikons für Pommern, Köln/Weimar/Wien 2015, S. 25–30, zu nennen. Der begabte Nachwuchshistoriker, der ein Kenner der von ihm mehrfach behandelten Materie ist, wechselte nach seinem Masterexamen für sein Promotionsvorhaben von der Hohen Schule am Ryck an die



Universität Oldenburg. Für die Druckfassung seiner Examensarbeit wurde er mit dem Kurt-von-Fritz-Preis 2013 der Friedrich-Ebert-Stiftung Mecklenburg-Vorpommern ausgezeichnet. Sicher ganz zu Recht dankt er den vielen Unterstützern seiner Studien, besonders aber dem Leiter des Universitätsarchivs der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Dirk Alvermann, der bei den Lesern dieser Zeitschrift hinreichend bekannt ist und allseits hohe menschliche und wissenschaftliche Anerkennung genießt. Seine Unterstützung ist so etwas wie eine Garantie für die Qualität von *Czolkoß'* eben genannten Arbeiten.

*Czolkoß'* gewichtiger Sammelband-Beitrag behandelt die nicht gerade spektakuläre unmittelbare Vorgeschichte der Seminargründung. Dabei arbeitet er wesentliche Entwicklungslinien heraus, die viele Jahrzehnte wirksam waren, was schon ausgeführt wurde. Methodisch wäre kritisch der kleine Einwand zu machen, dass er immer wieder den Begriff Studiengang »im heutigen Sinne« (S. 9) verwendet, was anachronistisch ist, da er und das, was er bezeichnet, im 19. Jahrhundert bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein, ja noch bis zu meiner Studienzeit (1968 ff.), so nicht kannte. Zudem hätte, gerade in der Monographie, die gewisse Preise »Bielefelder Schule«, mit der die eine oder andere Beigabe fein gewürzt wurde, etwas schwächer ausfallen können. – Einzelne Fachvertreter werden von ihm zuverlässig dargestellt, und es wird deutlich, dass der Typus des enzyklopädisch gebildeten Gelehrten, der breit gefächert längst bekanntes Wissen vermittelte und repetierte, allmählich von dem des forschenden Fachmann abgelöst wurde. Stellvertretend seien nur die Namen Hirsch und Barthold als entsprechende Vertreter wiederholt. – Friedrich Rühls (1781–1820), der für die sehr frühe Professionalisierung seines Fache steht, ist, was Rez. freut, da er sich wiederholt mit ihm beschäftigt hat (vgl. z. B. den schon genannten 2. Bd. des Biographischen Lexikons, S. 228–233), in dem Aufsatz ein »Fallbeispiel« gewidmet (S. 42–49), in dessen Mittelpunkt Rühls' 1811 veröffentlichte wegweisende und noch heute lesenswerte »Propädeutik« steht, die weniger eine Geschichtstheorie als eine Anleitung zum Studium der Geschichte ist. Auch in der Monographie wird Rühls berücksichtigt. Nachdrücklich betonte er

den Wert des Quellenstudiums, auf das auch gerade heute immer wieder hingewiesen werden muss! Dass er und sein Freund und Kollege Arndt, dem er für zwei kurze Jahre 1808 auf dessen außerordentliche Geschichtspräsur folgte, wegen ihrer selbstverständlich zu verurteilenden judenfeindlichen Äußerungen einfach »in die Frühgeschichte des völkischen Nationalismus« eingeordnet werden (S. 35), ist anachronistisch, was Rez. mehrfach, durchaus auch polemisch, betont hat (vgl. Anm. 104, S. 36). Die frankreichfeindliche Haltung beider Freunde ist aus den Zeitumständen zu verstehen, wenn auch heute nicht zu teilen.

Ebenfalls auf Ernst Moritz Arndt, seit 1933 Namenspatron der 1456 gegründeten Universität Greifswald, geht Michael *North* in seinem rundum gelungenen Aufsatz »Von Ernst Moritz Arndt zu Herbert Langer. Protagonisten der neueren Geschichte in Greifswald« (S. 83–96) ein. Er weist nach, dass Arndt am deutlichsten in seinem wichtigsten Werk »Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen nebst einer Einleitung in die alte teutsche Leibeigenschaft«, Berlin 1803, quellennah und differenzierend darstellend wertend gearbeitet hat. Vielleicht war es deshalb so überzeugend und wirkungsvoll, hob doch unmittelbar nach seinem Erscheinen der König von Schweden die Leibeigenschaft in Schwedisch-Vorpommern auf! *North* stellt auch Heinrich Ulmann (1841–1931) vor, der von Dorpat berufen, 1874 nach Greifswald kam und da bis 1912 lehrte und forschte. Allein schon wegen dieser langen Amtszeit zeigte er, der sich der frühen Neuzeit zuwandte, besonders Kaiser Maximilian I., aber auch dem frühen 19. Jahrhundert, etwa in seiner »Geschichte der Befreiungskriege in den Jahren 1813 und 1814«, 1914, große Wirkung (S. 88 f.). Das kann von seinem Nachfolger Hans Glagau nicht behauptet werden (S. 89 f.), wohl aber, um einen großen Sprung zu machen, von *Norths* Vorgänger auf dem Lehrstuhl Herbert Langer (1927–2013, S. 95–97), einer weltgewandten Persönlichkeit, »sicher der bedeutendste Frühneuzeithistoriker in der damaligen DDR«, der auch weit über die Grenzen der DDR hinaus Ansehen genoss, nicht zuletzt, weil er in seinen Arbeiten die Kulturgeschichte, etwa das Werk von Heinrich Schütz, berücksichtigte und ein bestens ausgewiese-



ner Fachmann für die Geschichte des 30-jährigen Krieges und des Westfälischen Friedens war, zudem ein glänzender und beliebter Redner. Langer war Schüler von Johannes Schildhauer (1918–1995, S. 91–95), der viel schwieriger zu beurteilen ist. Er war nach dem Tod von Adolf Hofmeister, von dem noch zu reden sein wird, einige Jahre der einzige Geschichtsprofessor an seiner Universität, seit 1957 Direktor des Historischen Instituts. Wie seine Greifswalder Kollegen Konrad Fritze und Walter Stark zählte Schildhauer zu den Vertretern der renommierten Greifswalder Ostseeraum- und Hanseforschung. Er stand unter dem Einfluss der allmächtigen Staatspartei und war Exponent des 1951/52 eingeführten allein selig machenden historischen Materialismus (siehe auch den Beitrag von Tomasz *Ślepowronki* S. 179–181), womöglich auch, weil er als ehemaliger Wehrmachtsoffizier und Mitglied der NSDAP seit 1937 irgendwie erpressbar war. Das aber mindert nicht seine wissenschaftlichen Leistungen, muss aber in seine Würdigung eingezogen werden.

Auf den schon vorgestellten Aufsatz von *Czolkos* folgt chronologisch und logisch nicht nur der Beitrag von *North*, sondern auch der lesenswerte und inhaltlich gewichtige von Karl-Heinz *Spieß* »Das Mittelalter in Forschung und Lehre am Historischen Institut im 19. und 20. Jahrhundert« (S. 65–82). Er zeichnet die »Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung und damit auch des Geschichtsstudiums« in Greifswald seit der »Mitte des 19. Jahrhunderts« nach, die mit der Berufung Arnold Schaefers 1857/58 einsetzte (S. 65), mit dem die historisch-kritische Methode in Greifswald Einzug hielt und dem die Einrichtung des Seminars zu verdanken ist. Ihm folgte Theodor Hirsch, auf dessen Nach-Nachfolger Heinrich Ulmann 1883 die Berufung von Ernst Bernheim (1850–1942), des »Entdeckers« der Hochschulpädagogik (S. 70), für mittelalterliche Geschichte und historische Hilfswissenschaften, der der Schule des Historismus verpflichtet war und bis 1921 lehrte, zunächst als Extraordinarius, seit 1889 als persönlicher und erst seit 1913 als planmäßiger Ordinarius. Bernheims Schicksal wurde nach 1933 verdunkelt, da er, der wenige Jahre nach seiner Berufung evangelischer Christ geworden war, aus einer jüdischen Familie stammte. Die Behandlung, die diesem Mann im Dritten Reich

widerfuhr, bleibt eine Schande! Im vorliegenden Sammelband hat ihm Frank *Möller* seine Studie »Ernst Bernheim. Geschichtstheorie und Hochschuldidaktik im Kaiserreich« gewidmet (S. 99–117), einem großen Gelehrten und »Mediävisten, der sich für moderne Verfassungsgeschichte interessiert, dem nationalen Deutschen, der eine globale Sichtweise forderte, dem Quellenkundler, der sich für Geschichtsphilosophie begeistert, der Nationalliberale, der die Theorie Karl Marx' ernst nimmt, dem Ordinarius, der sich um Studenten und Schullehrer sorgt, und dem Anhänger des Humboldtischen Bildungsideals, der Reformpädagogik betreibt. Es fällt schwer, davon nicht beeindruckt zu sein« (S. 117). *Spieß* geht auf Fritz Curschmann ein (1874–1946), der seit 1919 als außerordentlicher und seit 1928 als ordentlicher Professor pommersche Landesgeschichte, historische Hilfswissenschaften, vor allen Dingen aber historische Geographie (Gründung der Historisch-Geographischen Abteilung des Seminars 1926) betrieb und den »Historischen Atlas von Pommern« begründete (S. 75–77). Bernheims Nachfolger aber wurde 1921 Adolf Hofmeister (1883–1956), dessen Wirken erst 1954 endete, womit er vier Staatsformen, drei als ordentlicher Professor, einschließlich zweier totalitärer Diktaturen er- und überlebte. Das herablassende, ja geringschätzige Urteil über ihn anlässlich seiner Berufung aus der Feder eines »Großmoguls« der damaligen akademischen Welt hätte vielleicht nicht wieder abdrucken werden sollen (S. 78). Er mag ein staubtrockener Hilfswissenschaftler und akribischer, ja pingeliger Positivist gewesen sein, auf jeden Fall aber ein gänzlich unpolitischer Gelehrter. Ihm ist das Überleben der Geschichtswissenschaft nach 1945 in Greifswald zu verdanken, die er danach als einziger Professor vertrat (S. 77–80). Als Institutsdirektor wurde er von dem schon erwähnten Johannes Schildhauer beerbt. Nach der Wende wurde aus Mainz *Spieß* berufen. Dass sein Lehrstuhl nach seiner Emeritierung schon seit Jahren unbesetzt bleibt, gehört zu den unerfreulichen Kapiteln der Universitäts- und Seminar- bzw. Institutsgeschichte, ist aber nicht *Spieß* anzulasten. In seinem Beitrag »Vergangenheit, die nicht vergeht. Kontinuitätslinien Greifswalder Arndt-Rezeption 1931–1985« (S. 189–213) weist Niels *Hegewisch* eindrücklich und nachdenklich stim-

mend nach, wie die Schriften und Äußerungen des wirkungsmächtigen Historikers und Publizisten von unterschiedlichen politischen Lagern, vor allen Dingen von den großen und schrecklichen totalitären und verbrecherischen Ideologien des späten 19. und 20. Jahrhunderts, selektiv propagandistisch ausgeschlachtet und benutzt wurden. Nicht zuletzt deshalb wird in Greifswald und an seiner Universität nach 1990 wiederholt leidenschaftlich und oft ohne Augenmaß und Quellenkenntnis bzw. -kritik über Arndt als Namenspatron gestritten. Die Auseinandersetzungen, ja Kämpfe, dauern bis in unsere Gegenwart an, und sie können dazu führen, dass trotz aller Versachlichung und Objektivierung gerade aus unserem Geschichtsverein etwa so lange polemisiert und abgestimmt wird, bis das aus der Sicht der Arndt-Gegner richtige Ergebnis heraus kommt. Bei den Historikern gab und gibt es eben leider immer viele, die ideologiefähig waren und sind. Doch auch hier gilt, dass »keiner den ersten Stein werfen« sollte... . Das zeigt sich auch bei der Betrachtung der als Fach in Greifswald noch jungen Disziplin Osteuropäische Geschichte. Erster etatmäßiger Osteuropahistoriker war Christian Lübke, der 1998 nach Greifswald kam. Vor ihm hatte es mit Joachim Mai schon seit 1975 einen entsprechenden Professor gegeben, und nach 1990 wurde das Fach bis zur Berufung Lübkes durch Vertretungen versehen. Lübkes Nachfolger wurde nach dessen Weggang nach Leipzig 2007 Matthias Niendorf, von dem der Beitrag »Osteuropa, Ostforschung und Osteuropäische Geschichte in Greifswald. Vom 20. ins 21. Jahrhundert« (S. 135–173) stammt, der auch ganz knapp die Geschichte des Faches Osteuropäische Geschichte in Deutschland darstellt, für das die erste Professur an der Berliner Universität 1892 eingerichtet wurde. In der »alten« Bundesrepublik war sie ein »Kind des Kalten Krieges« (S. 140), nachdem sie vorher im Dritten Reich zur Ostforschung pervertiert worden war, die u. a. »Lebensraum im Osten« legitimieren sollte und wollte. Dafür steht hier der Agrar- und Wirtschaftswissenschaftler Theodor Oberländer (S. 151–159), dessen Hauptwirkungsstätte allerdings die Albertus-Universität in Königsberg/Preußen war. Später wurde Oberländer Bundesminister unter Konrad Adenauer. In der DDR diente das Fach auch der Propagierung

der deutsch-sowjetischen Freundschaft. Von Greifswalds Historikern lasen Fritz Curschmann und Johannes Paul gelegentlich über Themen osteuropäischer Geschichte.

Nicht ganz so ideologiefähig scheint auf den ersten Blick die Nordische Geschichte zu sein. Die einschlägige sachkundige und informative Darstellung im vorliegenden Sammelband »Nordeuropaforschung im Historischen Seminar« (S. 19–134) stammt aus der Feder von Jens E. Olesen, der das Fach seit 1996 in Greifswald mit großen Erfolg und produktiv vertritt und jüngst emeritiert wurde. Er blickt weit zurück und würdigt, eingebettet in die Entwicklung der gesamten historischen Disziplin, u. a. das Wirken von Johann Carl Dähnert und Thomas Heinrich Gadebusch im 18. Jahrhundert sowie im frühen 19. Jahrhundert von Ernst Moritz Arndt, Karl Schildener und vor allen Dingen Friedrich Rühs (S. 127–129), dem ersten deutschen Historiker, der in seinem kurzen Leben ebenso fundierte wie umfangreiche Werke zur nordischen Geschichte veröffentlichte. Aus dem 20. Jahrhundert stellt Olesen vorurteilsfrei Johannes Paul (1891–1990) vor, dessen von der »Nordlandbegeisterung« (S. 131) geprägtes Wirken deutlich den unheilvollen Einfluss des Zeitgeistes zwischen den beiden Weltkriegen und bis 1945 zeigt.

Es liegt eine solide und gute Festschrift zum 150. Geburtstag des Historischen Instituts der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald vor; der volle Name der Hohen Schule hätte ruhig im Untertitel genannt werden können. Sie bietet mehrere Kapitel Wissenschaftsgeschichte durch fast zwei Jahrhunderte, darunter auch traurige und beschämende. Bedauern mag man nur, dass ein Beitrag über die Vertretung der Landesgeschichte Pommerns am Seminar/Institut fehl, auch wenn sie hier und da erwähnt wird. Vielleicht liegt diese Lücke an dem vorläufigen unrühmlichen Ende, das die dafür nach 1990 errichtete Professur nehmen musste, was aber nicht am Fach, sondern an dem Stelleninhaber gelegen haben mag. Aber pommersche Landesgeschichte wurde immer wieder gelehrt und erforscht, wenn auch nur mehr oder weniger sporadisch. Beispielsweise sei auf Vater und Sohn Kosegarten, Theodor Pyl, der immerhin seit 1879 für viele lange Jahre einen Lehrauftrag mit außerordentlicher Professur für

pommersche Geschichte und Altertumskunde ausübte, Ernst Bernheim, Fritz Curschmann, Adolf Hofmeister und seinen Schüler und Assistenten Roderich Schmidt verwiesen, der im Frühjahr 1958 Greifswald und die DDR aus politischen Gründen verlassen musste und danach in der Bundesrepublik Deutschland an den Universitäten Bonn und Marburg an der Lahn sowie wissenschaftsorganisatorisch segensreich für Pommerns Geschichte und auch für die Reorganisation des vorgestellten Historischen Seminars/Instituts wirken durfte.

Ludwig Biewer, Berlin

Familie Wisniewski aus Stolp. Biographische Skizzen. Rodzina Wisniewski ze Słupska. Szkice biograficzne, hg. v. Lisaweta von Zitzewitz, (Külzer Hefte. Zeszyty Kulickie, Nr. 10). Stettin. Szczecin – Stiftung Europäische Akademie Külz-Kulice. Fundacja Akademia Europejska Kulice-Külz 2015. 161 S., zahlr. Abb. ISBN 978-83-935718-6-4.

Vertreter der »reinen Lehre« von der einzig zulässigen historischen Disziplin der Struktur- und/oder Gesellschaftsgeschichtsschreibung, für die wie keine andere Richtung die sogenannte Bielefelder Schule steht, werden es bestreiten, verneinen oder ignorieren, und doch wurde und werden unser Leben und damit die menschliche Geschichte immer auch und gerade von Menschen bestimmt, mögen auch Strukturen wie Geographie, Verwaltung, Wirtschaft und Gesellschaft noch so wichtig sein. Deshalb wird begrüßt, dass dieser Band der immer lesenswerten »Külzer Hefte« einer Familie bzw. einigen wichtigen Mitgliedern derselben gewidmet ist. Dafür ist in erster Linie Frau Lisaweta von Zitzewitz, dem »guten Geist von Külz«, Herausgeberin und Redakteurin dieses Bandes, und Frau Professor Dr. Roswitha Wisniewski (1926–2017), jahrzehntelanges und treues Mitglied unserer Gesellschaft und von 1994 an für viele Jahre ihre Kuratorin für Literaturgeschichte, herzlich zu danken! – Überhaupt ist zu begrüßen, dass die wissenschaftliche Reihe der Külzer Hefte in loser Folge tatkräftig fortgesetzt werden kann. Möge das so bleiben!

Bruno Wisniewski wurde 1892 in einem Dorf bei Dirschau in Westpreußen als Sohn von Mathias W. geboren, der ein Baugeschäft besaß; die Familie war bzw. ist römisch-katholischer Konfession. Der bescheidene Bauunternehmer starb schon 1897. Seine Witwe musste nach dem Ersten Weltkrieg wegen den Bestimmungen und Folgen des Vertrages von Versailles 1920 mit ihren drei Töchtern die Heimat verlassen und ließ sich mit ihnen im hinterpommerschen Stolp nieder. Der Sohn Bruno, das jüngste Kind, erlernte zunächst das traditionsreiche Zimmererhandwerk und besuchte dann die angesehene Baugewerkschule in Königsberg/Preußen, wo er im März 1914 das Abschlussexamen bestand. Wegen seines Berufes wurde er vom Militärdienst befreit und für den Wiederaufbau der durch den Russeneinfall stark zerstörten Provinz Ostpreußen eingesetzt. Dort legte er 1919 die Meisterprüfung in dem erlernten Handwerk ab und machte sich 1919 im Kreis Ortelsburg in Ostpreußen als Architekt und Inhaber eines Sägewerks selbständig. Zeitlebens aber war er, der 1965 nach Vertreibung, Flucht und bescheidenem beruflichem Neubeginn im freien Teil Berlin starb, auf seinen Meistertitel stolz! 1923 übersiedelte er mit seiner Frau Edith geb. Berndt nach Stolp. Dort erblickten 1926 und 1930 die beiden Kinder Roswitha und Edgar das Licht der Welt, denen der zweite und dritte Teil des Heftes gewidmet ist, worauf noch einzugehen sein wird. Leben und Werk des Zimmerer- und Baumeisters bzw. Architekten werden anschaulich von seiner Tochter Roswitha W. geschildert und gewürdigt (S. 21–52). Dabei gibt sie auch interessante Einblicke in das glückliche und erfüllte Leben einer gut situierten bürgerlichen Familie im Osten des Deutschen Reiches. Einen besonderen und interessanten Akzent erhält die Darstellung durch die Tatsache, dass die Familie, die sehr musikalisch war, aktiv in das Leben der römisch-katholischen Diasporagemeinde eingebunden war, die wohl keinen Benachteiligungen ausgesetzt war. – Der erfolgreiche Architekt baute in den 1920er Jahren einen ganzen innerstädtischen Gebäudekomplex Ring-, Schlüter-, Wollweberstraße mit mehreren ansehnlichen Stadtvillen, die heute noch stehen und denen man deutlich den Einfluss anmerkt, den der Stil von Karl Friedrich Schinkel auf ihn ausübte. Deutlich einfacher

fielen die ebenfalls noch vorhandenen Bauten der 1930er Jahre und Bruno W.s schlichte Siedlungshäuser aus, die nicht mehr stehen. Als Höhepunkte des Schaffens kann wohl die Kirche in Kosemühl aufgefasst werden, die Bruno W. 1928/29 plante und baute sowie der Aufgang zur St. Otto-Kirche von der Blumenstraße her aus dem Jahr 1936. Dieses Gotteshaus war das der kleinen katholischen Stolper Gemeinde. Der Beitrag ist reich und anschaulich bebildert und auch in polnischer Sprache abgedruckt, weil er ebenso wie der folgende mit knappen »Architekturgeschichtlichen Bemerkungen zu den Bauten von Bruno Wisniewski« aus der Feder von Valeska von *Rosen-Wisniewski* (S. 70–80), die an der Ruhr-Universität Bochum als Professorin Kunstgeschichte lehrt, der die Ausführungen ihrer Tante trefflich ergänzt, schon im Begleitheft zur Ausstellung »Stolper Bauten von Bruno Wisniewski«, die 2006 in Stolp gezeigt wurde, veröffentlicht ist.

Im dritten Teil des Heftes, das hier vor dem zweiten vorgestellt wird, charakterisiert Lisaweta von *Zitzewitz* »Ein Leben für das Berliner Kulturforum. Der Architekt Edgar Wisniewski«, den Sohn von Bruno W., der 2007 in Berlin starb (S. 137–158). Er war, wenn man so will, ein Schüler von Hans Scharoun (1893–1972) und seit 1957 dessen ebenbürtiger Partner, vor allen Dingen aber auch ein begabter hochmusikalischer Pianist. Bei ihm lag die künstlerische Planung und Bauleitung der von Scharoun entworfenen und von 1960 bis 1963 erbauten Philharmonie am Berliner Kulturforum, das zum Schicksal von Edgar W. werden sollte. Für Scharoun hatte er die Leitung der Entwurfsarbeit für den Wettbewerb zur Erbauung der (neuen) Staatsbibliothek inne, die dann 1967 bis 1978 entstand, nach dem Tod Scharouns 1972 unter der alleinigen Leitung seines bisherigen Partners. Anschließend plante und erbaute Edgar W. von 1979 bis 1984 das Staatliche Institut für Musikforschung mit dem Musikinstrumenten-Museum; beide Bauten gehören zur Stiftung Preußischer Kulturbesitz und sind wie die Philharmonie Solitäre moderner Architektur – man mag sie mögen oder nicht. Auch der Kammermusiksaal, erbaut 1984 bis 1987, der als »Kleine Philharmonie« die große Schwester gut und sinnvoll ergänzt, ist das künstle-

rische Werk von Edgar Wisniewski. Viele Jahre musste er, was nicht verschwiegen wird, hart um die Anerkennung seiner Mit-Urheberschaft an den genannten markanten und stadtbildprägenden Gebäuden kämpfen. Vollenden konnte er das Kulturforum nicht, das bekanntlich bis heute einer solchen harret.

Der zweite und mittlere Teil der Schrift ist dem Leben und Schaffen der bedeutenden Germanistin Professor Dr. Roswitha Wisniewski gewidmet (S. 85–124), die einleitend schon mit einige Lebensdaten genannt wurde. Am 3. Dezember 2017 starb die gebürtige Stolperin in Bonn, ihrem letzten Wohnort, im 92. Lebensjahr. Ihre lebenslange Verbundenheit mit ihrer Vaterstadt wird von Elisabeth *Vahlefeld* gewürdigt. Schon hier wird ihr großes und vorbildliches Engagement für die Europäische Akademie Külz hervorgehoben, was in seinem Beitrag Henning von *Köller* knapp aber treffend ausführt. In Külz bereicherte sie eine ganze Reihe von Tagungen mit ihren Vorträgen und Beiträgen. Rez. ist die über »Die Anfänge der Stadt Stolp. Neue Forschungsergebnisse aus Deutschland und Polen« vom November 1998 in guter bleibender Erinnerung geblieben. Die Vorträge, darunter seiner über die Geschichte des Teilherzogtums Pommern-Stolp (bis 1459), wurden 1999 als erster Band der »Külzer Hefte« unter der bewährten Herausgeberschaft von Lisaweta von *Zitzewitz* veröffentlicht. Die Germanistin selbst referierte damals sprachwissenschaftlich akribisch über den Ortsnamen Stolp. »Die Germanistin Roswitha Wisniewski« wird von Charlotte *Pawlowitsch-Hussein* vorgestellt. Die junge Studentin wechselte 1948 von der marxistisch umgebildeten Humboldt-Universität zu Berlin an die Freie Universität Berlin. Sie war Schülerin von Helmut de Boor, der zu seiner Zeit einer der führenden Kenner des Mittelhochdeutschen und seiner Literatur war. Bei ihm habilitierte sie sich 1960 über die altnordische Thidreksaga. Zusammen mit ihrem Mentor verfasste sie in jenen Jahren eine mittelhochdeutsche Grammatik, die bisher zehn Auflagen erlebte und an Hand derer sich auch Rez. im Mittelhochdeutschen schulte. Nach einem Zwischenspiel in Kairo erhielt sie 1967 einen ehrenvollen Ruf an die 1386 eröffnete traditionsreiche Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Sie war die erste

Frau, pardon: Dame, auf einem Lehrstuhl der Heidelberger Alma Mater! Gleichmaßen erfolgreich vertrat sie die Sprach- und Literaturgeschichte der älteren deutschen Sprache. Dabei hielt sie sich von einer rein linguistischen, zu engen Sprachforschung und -betrachtung fern, die Ende der 1960er Jahre immer mehr in Mode kam und der Wissenschaft nicht nur gut bekam. Mitgliedern unserer »Gesellschaft für pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst e. V.« ist sie mit ihren Forschungen über Fürst Wizlaw III. von Rügen (1265 oder 1268–1325), den letzten Minnesänger, der zwar aus dem niederdeutschen Sprachraum stammte und auch so sprach, aber in Mittelhochdeutsch dichtete, in bester Erinnerung geblieben. Über ihn hielt sie auf unserer Jahrestagung in Wittenberg 2007 einen vielbeachteten und regelrecht mitreisenden Vortrag, veröffentlicht in unserem Sammelband »Insel im pommerschen Meer. Beiträge zur Geschichte Rügens«, hg. v. Irmfried *Garbe* und Nils *Jörn*, Greifswald 2011, S. 15–22. – Vor ihrer erfolgreichen Zeit in Heidelberg war die junge Alt-Germanistin von 1965 bis 1967 an der neu gegründeten Abteilung für Germanistik an der Universität Kairo tätig, seit 1966 als Leiterin. Von 1982 bis 2003 war sie Präsidentin der Deutsch-Ägyptischen Gesellschaft Bonn-Kairo e.V., seither Ehrenpräsidentin. Den Beitrag »Ägypten im Leben von Roswitha Wisniewski« verfasste Franz-Joachim *Jagow*. – Im Mittelpunkt des zweiten Beitrags von Elisabeth *Vahlefeld* »Von der Poesie und Prosa des Pommenlandes« steht das große Alterswerk von Roswitha W., ihre umfangreiche »Geschichte der deutschen Literatur Pommern. Vom Mittelalter bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts«, Berlin 2013, die sie zusammen mit Grit Schwarzkopf verfasste und nicht weniger als 459 Druckseiten zählt. Mit diesem Buch, einem wahren »opus magnum«, hat die Germanistin der häufig in allen ihren Gattungen wenig beachteten Literatur eines stillen und »verschwiegenen Landes« ein Denkmal gesetzt, aber auch ein wenig sich selbst! Das wird hier noch einmal ausführlich dargelegt. Unter den damals ausbrechenden Studentenrevolten mit allen ihren üblen Ausschreitungen litt die Ordinaria mehr als sie nach außen zeigte. Sie entschloss sich, klar Farbe zu bekennen

und trat unter dem Wutgeheul der revolutionären Banden 1972 der CDU bei. Für diese Partei, die damals noch einen starken konservativen Flügel hatte, saß die beherzte Kämpferin u. a. für die Freiheit von Wissenschaft und Lehre von 1976 bis 1994 im Deutschen Bundestag. In ihn zog sie zunächst über die Landesliste ein, gewann dann aber von 1980 an viermal ihren Wahlkreis Mannheim II-Weinheim, was schon erstaunlich genug ist. »Das politische Leben der Roswitha Wisniewski« wird von der ehemaligen Bundesministerin Dorothee *Wilms* gewürdigt, ihrer engen Freundin, die auch die Todesanzeige für die Verstorbene unterzeichnete. Beide Politikerinnen waren wesentlich an der Durchsetzung des wichtigen Hochschulrahmengesetzes der Regierung Kohl von 1984 beteiligt, einem Meilenstein. Beide besuchten sie 1995, ganz bescheiden und zurückhaltend als Privatpersonen, die Jahrestagung unseres Geschichtsvereins in Binz. Immer war die Germanistin dem historischen, kulturellen und geistigen Erbe ihrer (hinter-) pommerschen Heimat und ganz Ostdeutschlands bzw. der historischen deutschen, besser: preußischen, Ostprovinzen verpflichtet, deren jahrhundertelange erfolgreiche Existenz von der großwahn sinnigen nationalsozialistischen Diktatur verspielt und von der Sowjetunion vernichtet wurde. – Für ihre Fraktion saß sie im Innenausschuss des Deutschen Bundestags und war Sprecherin der Unionsparteien im Unterausschuss »Kunst und Kultur«. In demselben wichtigen Ausschuss war Roswitha W., die immer in erster Linie Gelehrte war und blieb, Vorsitzende des Unterausschusses »Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts« und kümmerte sich um die Einrichtung, Erhaltung und Pflege von Mahn- und Gedenkstätten nationalsozialistischen Unrechts. Die Nennung dieser Aktivitäten muss hier genügen.

Es liegt ein hochinteressanter Sammelband vor, der auch ein Beitrag zur neuesten deutschen Geschichte ist und ein treues und aktives Mitglied unserer »Gesellschaft« ehrt, die jüngst für immer von uns gegangen in die Ewigkeit gewechselt ist. Wir werden ihr ein ehrendes Andenken bewahren.

Ludwig Biewer, Berlin



Manfred Wilde, Hans Seebase (Hgg.), Unter neuer Herrschaft. Konsequenzen des Wiener Kongresses 1815 (Studien zur Deutschen Landeskirchengeschichte, Bd. 10). Leipzig – Leipziger Universitätsverlag GmbH 2016. 306 S. s/w u. farb. Abb. ISBN 978-3-96023-007-6

Das Jahrestage und Jubiläen Anlass zu intensiver Beschäftigung mit speziellen historischen Ereignissen und Prozessen geben, erleben wir gerade in diesem Jahr (2017) durch das Reformationsjubiläum, geneuer, dem Abschlussjahr der Reformationsdekade aus Anlass des 500 Jahrestages des Thesenanschlags von Martin Luther. Vor zwei Jahren stand der Wiener Kongress von 1815 im Fokus des Interesses, dem sich zahlreiche Veranstaltungen und in deren Folge auch Publikationen widmeten. Der hier anzuzeigende Band reiht sich dort mit ein. Gemäß des Reihentitels, in der erschien, stehen thematisch die kirchenorganisatorischen und kirchenrechtlichen Veränderungen im Zentrum, und geographisch konzentriert er sich auf den miteldeutschen Raum. Beides geht aus dem Buchtitel nicht unmittelbar hervor.

Einige Beiträge durchbrechen bildlich gesprochen den eben gesteckten geographischen Rahmen und behandeln Baden, das Rheinland, die linksrheinische Pfalz und Minden-Ravensberg. Besonderes Interesse verdient in dieser Zeitschrift jedoch der Beitrag von Joachim Kundler zum Übergang Schwedisch-Pommerns an Preußen 1815 und dessen Auswirkunden auf die Kirchenorganisation. Während der Band sonst in erster Linie die auf einer Tagung des Arbeitskreises Deutscher Landeskirchengeschichte im September 2015 in Delitzsch gehaltenen Vorträge zum Abdruck bringt – den Herausgebern ein Glückwunsch für die sensationell kurze Bearbeitungszeit! –, geht Kunders Beitrag, wie er gleich am Anfang vermerkt, auf seinen auf der Jahrestagung unserer Gesellschaft am 26. September 2015 in Binz gehaltenen Vortrag zurück. Die Baltischen Studien hätten ihn auch gerne abgedruckt.

Kundig und unter Heranziehung der einschlägigen Literatur und wesentlicher archivalischer Quellen aus dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin skizziert der Verfasser den Gang der Ereignisse, insbesondere

der Geheimverhandlungen, die zum Erwerb des schwedischen Vorpommerns durch Preußen führten. In einem zweiten Abschnitt beschäftigt er sich mit den Herausforderungen zur Integration des neuen Landesteils. Hier steht dann gemäß des Themas des Bandes die Neuorganisation der bisherigen selbstständigen schwedisch-pommerschen Landeskirche im Mittelpunkt. Obwohl nach dem Vertrag mit Schweden die bisherige Verwaltung des Landes unangetastet bleiben sollte, wurden nach längeren Voruntersuchungen im Herbst 1817 durch Kabinettsordre doch einige Veränderungen angeordnet. Zu den Neuerungen gehörte, dass Konsistorium und das Medizinalkollegium in Stettin ab 1. Januar 1818 auch für den neu erworbenen Landesteil zuständig sein sollten. Damit verloren das Greifswalder und das Stralsunder Konsistorium ihre Zuständigkeiten Landes- bzw. Stadtkirchenbehörde, aber sie existierten als Gerichte bis zur Reform des Justizwesens in Neuvorpommern Mitte des 19. Jahrhunderts weiter. Der Generalsuperintendent Ziemssen blieb bis zu seinem Tod im Amt, erst danach wurde es nicht wieder besetzt.

Einmal wird hier deutlich, dass die Eingliederung des vormaligen Schwedisch-Pommern in den preußischen Staatsverband prozesshaft verlief und eine vollständiger rechtliche Angleichung erst mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs 1900 erreicht war.

Durch seine thematische Konzentration auf die Veränderungen im Bereich der evangelischen Landeskirchen infolge des Wiener Kongresses ist der Band eine gute Ergänzung der bisherigen und im Zusammenhang mit dem Jahrestag vor zwei Jahren neu vorgelegten oder noch vorzulegenden Literatur.

Dirk Schleinert, Stralsund

Gerd-Helge Vogel / Gerd Albrecht (Hgg.), Vom Pommerschen Krummstiel nach Sanssouci. Ferdinand Jühlke (1815–1893). Ein Leben für den Garten(bau). Kiel – Verlag Ludwig 2016. 192 S., 175 Abb., darunter viele farbige. ISBN 978-3-86935-266-4



Die Publikation erschien als Begleitband einer Ausstellung des Vineta-Museums Barth, die in zwei aufeinander folgenden Teilen von September bis November 2015 und Juni bis November 2016 gezeigt wurde. Anlass war diesmal der 200. Geburtstag von Ferdinand Jühlke, nachdem es 2002 in seiner Geburtsstadt Barth schon einmal eine umfassende Personalausstellung gegeben hatte, mit der erstmals Leben und Werk dieses bedeutenden Protagonisten der Gartenkultur umfassend gewürdigt wurde. Damals brachte das Vineta-Museum ebenso einen Katalog heraus, von dessen Autorin Angela Pfennig auch die erste Jühlke-Monographie stammt (verfasst als Dissertations-Schrift).<sup>13</sup> Bei der Herstellung des Bandes zur Exposition von 2015–2016 legten seine Herausgeber und der Verfasser Gerd-Helge Vogel das Hauptaugenmerk auf die instruktive und anschauliche Korrespondenz zwischen der Vielzahl der in ihm abgebildeten Bild- und Textdokumente sowie deren erläuternder bzw. vertiefender Beschreibung und Kommentierung, wofür zeitgenössische Schriftquellen und Veröffentlichungen ausgiebig genutzt und zitiert worden sind und Jühlke selbst als Fachautor oftmals zu Wort kommt. Selbstverständlich flossen dabei jene neuen Einblicke und Erkenntnisse mit ein, die in den vergangenen 20 Jahren zum Schaffenswerk Jühlkes gewonnen wurden, so dass dieser Ausstellungskatalog auch den aktuellen Stand der Forschung wiedergibt und präsentiert. Dessen Hauptkapitel und einzelne Katalog-Nummern erscheinen in chronologischer Reihenfolge, d. h. analog der privaten und beruflichen Biographie Jühlkes, als Darstellung von »Ferdinand Jühlkes Leben in Bildern und Dokumenten«, wie es im Eingangstitel steht. Der Kindheit in Barth als Sohn eines Tischlers folgen die ersten Stationen und entscheidenden Weichenstellungen in Jühlkes Laufbahn, der seine Profession ab 1830 »von der Pike auf« am Botanischen Garten der Universität Greifswald erlernte und dann von 1835 bis 1858 selbst als Lehrer an der

Landwirtschaftsakademie im nahen Eldena tätig war. An dieser innovativen Bildungseinrichtung entwickelte sich Jühlke zu einem Experten in der Pflanzenzucht, besonders auf den Gebieten des Obst- und Gemüsebaus, sowie der gärtnerischen Betriebslehre. Vor allem erwarb er sich einen Namen als reger Vermittler von Ideen, wissenschaftlichen Erkenntnissen und praktischen Erfahrungen, die der Ökonomisierung und Popularisierung der Hortikultur dienten. Jühlke gehörte zu den Mitbegründern des »Gartenbau-Vereins für Neuvorpommern und Rügen«, dessen Sekretär er von 1845 bis 1858 war. In dieser Funktion stellte Jühlke etwa als Kurator von Nutz- und Zierpflanzenausstellungen sein großes organisatorisches Vermögen und kommunikatives Talent unter Beweis. Ebenso verbreiterte sich das Spektrum seiner publizistischen Aktivität, indem er beispielsweise neben den periodisch erscheinenden inhaltreichen Berichten des Gartenbau-Vereins einen Beitrag über die historische Entwicklung der Hortikultur in Vorpommern verfasste. 1858 verließ Jühlke die Akademie in Eldena und seine pommersche Heimat und ging nach Erfurt, um sich dort, in der damals führenden »Gartenbaustadt«, neu zu etablieren. Der ehemals königlich-preußische Garten-Inspektor und Akademie-Lehrer wurde zum privaten Handelsgärtner und Inhaber einer Samen- und Pflanzenhandlung! Doch auch als Geschäftsmann setzte Jühlke sein öffentliches Engagement für die Hortikultur mit gleicher Intensität fort: 1860 übernahm er den Vorsitz des Erfurter Gartenbau-Vereins und gründete den »Deutschen Pomologen-Verein« mit. Jühlke krönte sein Wirken mit der ersten Internationalen Gartenbauausstellung. Deren Organisation und Durchführung in Erfurt im September 1865 brachte dem einstigen Gärtnerlehrling aus Barth viel Anerkennung ein und machte ihn weithin bekannt. Den Gipfelpunkt seiner Karriere erreichte Jühlke, als er 1866 zum Hofgarten-Direktor in Potsdam ernannt wurde und damit die Nachfolge des herausragenden Gartenkünstlers Peter Joseph Lenné (1789–1866) antrat. Zusammen mit diesem hohen Amt übernahm Jühlke die Leitung der königlichen Landesbaumschule und Gärtnerlehranstalt in Potsdam. Bis zu seiner Pensionierung 1891 sollte

<sup>13</sup> Pfennig, A., Die Welt ein großer Garten. Der königlich-Preußische Hofgardendirektor Ferdinand Jühlke (1815–1893), Berlin 2002. Nach ihrer Präsentation in Barth wurde diese erste Jühlke-Ausstellung 2003 auch in Potsdam gezeigt.

Jühlke mit diesen Ämtern betraut sein, womit ihm für ein Vierteljahrhundert die Pflege und Erhaltung sämtlicher königlicher Gärten oblag. Insgesamt waren das 26 sog. »Gartenreviere« in allen Provinzen Preußens. Dass er hierfür der am besten geeignete Fachmann war, wurde von manchen kundigen Zeitgenossen und Berufskollegen auch bezweifelt oder sogar bestritten, aufgrund seiner vergleichsweise bescheidenen Fähigkeiten und Leistungen als künstlerischer Planer und Gestalter von Gärten. Und tatsächlich finden sich in der Potsdamer Plankammer, wie von Clemens Alexander Wimmer festgelegt wurde, lediglich 16 Entwürfe bzw. Planskizzen, die mit Jühlkes 25jährigen Wirken als Hofgardendirektor direkt in Verbindung stehen.<sup>14</sup> Darunter ist kaum ein Plan, worauf Wimmer ebenso hinweist, den Jühlke selbst gezeichnet hat. Relativierend ist zu Jühlkes schmalen gartenkünstlerischen Œuvre zu sagen, dass es während seiner Direktorenschaft in Potsdam andere Prioritäten gab, nach denen mehr die Erhaltung der vielen bestehenden Parkanlagen im Vordergrund stand, als deren Um- oder Neugestaltung sowie Erweiterung. Jühlkes Gartenpläne aus Potsdamer Zeit werden im Band zu seiner Barther Jubiläums-Ausstellung erstmalig komplett abgebildet, beschrieben und erläutert zusammen mit den anderen Entwürfen und Gestaltungsvorschlägen, die er für noch weitere öffentliche und im private Auftraggeber gefertigt bzw. unterbreitet hatte. Darunter sind Entwürfe für die Begrünung von Plätzen im urbanen Großraum Berlins und für den Park der Kadettenanstalt in Berlin-Lichterfelde sowie Pläne, welche Jühlke für seine Geburtsstadt Barth angefertigt hatte, die ihn 1884 zu ihrem Ehrenbürger ernannte. Ein in seinem Volumen eher bescheidener Privatauftrag erhält Gewicht durch die Persönlichkeit des Auftraggebers und der langwährenden freundschaftlichen Beziehung, die zwischen ihm und Jühlke bestanden

hatte. Es handelt sich um Fritz Reuter, dessen Villen-Garten in Eisenach nach Jühlkes Vorgaben gestaltet wurde und für den er seinen berühmten Schriftsteller-Freund Pflanzen schickte. Eine andere, höchst interessante Bekanntschaft, die auch für Jühlkes Karriere förderlich war, ist die mit Otto von Bismarck gewesen, welche er bereits früh gemacht hatte, als dieser 1839 seinen Militärdienst in Greifswald ableistete und sporadisch am Unterricht an der Landwirtschaftsakademie in Eldena teilnahm. Wichtigste Person in Jühlkes Berufsleben dürfte aber P. J. Lenné gewesen sein. Die große Vorbildwirkung, welche von Lenné ausging, hatte bestimmenden Einfluss auf Jühlkes Ambitionen und die liefen darauf hinaus, Nachfolger Lennés zu werden, was ihm ja 1866 auch gelang. Diese Nachfolge blieb in Fachkreisen umstritten, obwohl Jühlke sehr wohl auch der »Wunschkandidat« des alten Lenné war. Etwa bei Angehörigen der Gärtner-Elite Berlins und Potsdams stieß sie auf Skepsis und Ablehnung. In vielerlei Hinsicht war Jühlke auch nicht *der* kongeniale Erbe Lennés, besonders als *Garten-Künstler* war er es nicht. Ebenso hatte Jühlke bei seiner Reorganisation der Landesbaumschule und Gärtnerlehranstalt in Potsdam mache Veränderungen vorgenommen, mit denen er sich von Lennés Idealen und Prinzipien völlig entfernte. Jedoch gerade mit der Erneuerung des Lehrkonzepts und durch die programmatische Neuausrichtung der Arbeit dieser beiden wichtigen Einrichtungen hat sich Jühlke verdient gemacht, indem er sie wieder auf einen zeitgemäßen Stand brachte und deren Effizienz im Sinne einer stringenten Praxisorientierung zu steigern vermochte. Auch dieses Kapitel des Wirkens von Jühlke als »Reformer der Gärtnerausbildung« wird in dem Band ausführlich gewürdigt, der durch seine große Zahl hervorragender Abbildungen besticht. Ein wahrer »Augenschmaus« sind hier die schönen Darstellungen aus botanischen und pomologischen Alben, zu denen auch die vom »Pommerschen Krummstiel« gehören, jener Apfelsorte, die mittlerweile »zum Synonym« für das Wirken des »Gartenbauenthusiasten« Ferdinand Jühlke geworden ist. In dessen Leben und Schaffen spiegelt sich die gesamte Gartenkultur des 19. Jahrhunderts wider, von der Liebe zum Haus- und Ziergarten im gefühlbetonten und naturverbundenen Biedermeier, über die Ver-

<sup>14</sup> Wimmer, C. A., Zur Geschichte der Verwaltung der königlichen Gärten in Preußen, in: Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (Hg.), Preußisch-Grün. Hofgärtner in Brandenburg-Preußen, Leipzig 2004, S. 41–105, zu Jühlke S. 89–91. Zentrale Passagen dieses Textes sind auch im Katalog-Band abgedruckt.

bindung zwischen Agrarwirtschaft und Ästhetik, die sich in Konzepten für eine umfassende »Landesverschönerung« manifestierte bis hin zum vielspartigen marktorientierten Erwerbsgartenbau.

Michael Lissok, Greifswald

Manfred Höft, *Der Vulcan in Stettin und Hamburg. Schiffswerft – Lokomotivfabrik – Maschinenfabrik 1851–1929*. Band II: 1905–1929 *Der Handelsschiff- und Maschinenbau*. Bremen – Edition Falkenberg 2015. 266 S. mit 171 Abb. ISBN 978-3-95494-077-6

War an dieser Stelle vor zwei Jahren bei der Vorstellung des ersten Bandes noch der Sorge Ausdruck verliehen worden, das Ende des damaligen Verlages könnte das Erscheinen des zweiten Teils dieser bahnbrechenden Studie über eine der wichtigsten Industrieansiedlungen in der Provinz Pommern, die maßgeblich den Aufstieg der Provinzhauptstadt Stettin zum größten deutschen Ostseehafen und zur siebtgrößten Stadt des Deutschen Reiches beförderte, behindern, so kann jetzt dankbar festgestellt werden, dass es dem Autor gelungen ist, einen neuen Verlag zu finden. Der Edition Falkenberg verdanken wir nun einen professionell gestalteten Band, in dem die Entwicklung des Vulcan ab dem Jahre 1905, als zusätzlich zum Gründungsstandort Stettin auch eine große Niederlassung in Hamburg entstand, bis zum Ende des Unternehmens 1929 während der Weltwirtschaftskrise nachgezeichnet wird, was für Stettin nach 72 Jahren einer mit dieser renommierten Werft verbundenen grandiosen Schiffbaugeschichte einen herben wirtschaftlichen und sozialen Einschnitt darstellte, waren doch beim Vulcan in seinen besten Zeiten insgesamt 22.000 Menschen beschäftigt.

Der zweite Band erläutert minutiös die Beweggründe der Unternehmensführung für die Eröffnung der Filiale in Hamburg und beleuchtet das reichsweite öffentliche Interesse an diesem Schritt. Schaut man auf die Stationen dieser Werft in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten ihres Bestehens, so werden die technischen Innovationen und ihre Nutzung im großen Maß-

stab erkennbar, die sich als Teil der industriellen Revolution im hart umkämpften internationalen Schiffbaumarkt vollzogen. Dazu zählen die Einführung moderner Dampfhämmer, das erste deutsche Handelsschiff mit Turbinen, immer wieder die für ihre Zeit größten Handelsschiffe der Welt, Schnelldampfer für den Norddeutschen Lloyd, Versuchsschiffe, zwei Fährschiffe für die neue Linie Saßnitz–Trelleborg, Dampfer für die Südamerika-Linie des Norddeutschen Lloyd, zwei sogenannte Mississippi-Dampfer für den Hamburger Hafen, das erste Vierschrauben-Turbinenschiff, Transformatorschiffe wie z. B. der Turbinendampfer TIRPITZ, die Ölfuehrung nach dem System »Vulcan«, erste Frachtschiffe mit Dieselantrieb, neue Vulcan-Getriebe für Motorschiffe und schließlich die Bauer-Wach-Abdampfturbine. Auch die sozialen Bewegungen dieser Zeit werden von Manfred Höft gut nachvollziehbar geschildert. Dazu zählen immer wieder Streiks wegen der problematischen Arbeitsbedingungen und für Lohnerhöhungen, die Folgen des Ersten Weltkriegs sowie der Beginn der Revolution in Stettin am 8. November 1918 (sic!), die verheerenden Auswirkungen des Versailler Vertrages für den deutschen Schiffbau, die Bildung von Betriebsräten und der Einfluss der Kommunisten auf die Wahlen zu diesen Vertretungen der Beschäftigten. Der Bedarf des »Seedienstes Ostpreußen« an Schiffskapazitäten, der kurzzeitig in Stettin während der 1920er Jahre für Hoffnungen sorgte, wird ebenso thematisiert wie die Unfälle auf den Werften in Hamburg und Stettin sowie die diversen Schiffunglücke, die Auswirkungen auf die Produktion und die Verbesserung der Sicherheitsvorschriften hatten. Infolge des Verkaufs des Hamburger Werks an neue Eigentümer in Bremen kam es zuerst 1927 für den Stettiner Vulcan zum Ende seiner Selbständigkeit, ehe 1929 das Deschimag-Werk Vulcan Stettin stillgelegt wurde und kurz darauf auch im Hamburger Werk die Lichter ausgingen. Die politischen Interessen, die an der Wesermündung Ende der 1920er Jahre dafür sorgten, dass die lästige Konkurrenz an der Elb- und an der Odermündung ausgeschaltet wurde, erinnert in fataler Weise an das ebenfalls von Bremen ausgehende Desaster um die »Sanierung« der von der Treuhand veräußerten Werften in Mecklenburg-Vorpommern nach 1990.

Der gründlich gearbeitete Band bietet ein Personen- und Sachregister, Übersichten zu den Verwaltungsratsmitgliedern, den Ingenieuren und Kaufleuten in Führungspositionen, den Meistern, Beamten, Angestellten und Werksärzten, der Entwicklung des Aktienkapitals und der an die Aktionäre gezahlten Dividenden. Mit der Schiffsliste für die Jahre 1904–1930 wird schließlich einem ganzen Zeitalter des technischen und wirtschaftlichen Fortschritts ein Denkmal gesetzt, auf das man im sonst so agrarisch geprägten Pommern stolz sein kann.

Haik Thomas Porada, Leipzig

Kurt *Bergunde*, Bugenhagenschule – Staatliche Aufbauschule zu Pölitz 1922–1946. Lilienthal 2017. Dritte, gekürzte Ausgabe. III S. mit zahlr. s/w Abb. (zugleich als polnische Ausgabe unter dem Titel: Państwowa Dokształcająca Szkoła Średnia im. Jana Bugenhagena w Policach 1922–1946. Lilienthal 2017. 70 S. mit zahlr. s/w Abb.).

Kurt *Bergunde* gehört zu den letzten Stettinern, denen es vergönnt ist, sich in wissenschaftlicher Perspektive mit der Heimat ihrer Kindheit und Jugend auseinanderzusetzen und dabei aus den eigenen Erfahrungen und Erlebnissen zu zehren. Er wurde 1932 in Lauenburg in Pommern geboren. Als er sechs Jahre alt war, zog seine Familie nach Stettin. Als Sextaner besuchte er ab Herbst 1942 die Staatliche Aufbauschule für Jungen in Pölitz, das 1939 bei der Bildung von Groß-Stettin eingemeindet worden war. Aufgrund der zunehmenden Luftangriffe, von denen auch der Odermündungsraum nicht verschont wurde, kam auch Kurt *Bergundes* Schulklasse in die Kinderlandverschickung. Am 1. Mai 1945 musste er erleben, wie die sowjetrussischen Truppen das mit Flüchtlingen überfüllte Rövershagen östlich von Rostock überrollten. Für ihn, seine Mutter und seine beiden Geschwister hieß es, wie für so viele geflohene Stettiner damals: Zurück in die Heimat! Während in Stettin selbst bereits nach wenigen Monaten die deutsche Verwaltung von einer polnischen verdrängt wurde und lediglich der Freihafen noch bis Mitte der 1950er Jahre von der sowjetischen Militäradministra-

tion genutzt wurde, um von hier aus mittels deutscher Kriegsgefangener Reparationsgüter aus den offiziell polnischen verwalteten östlichen Teilen des Deutschen Reiches sowie aus der Sowjetischen Besatzungszone gen Nordosten zu verschiffen, sollte sich die Situation für die nördlichen Vororte von Stettin anders darstellen. Pölitz, in dem seit 1937 die gleichnamigen, strategisch überaus bedeutsamen Hydrierwerke errichtet worden waren, wurde erstmals im August 1940 angegriffen. Die größten Zerstörungen brachten aber die Angriffe des Jahres 1944, die weite Areale im Stadtzentrum von Stettin und in den nördlichen Vororten betrafen. Östlich der Oder und des Dammschen Sees hatte die Rote Armee im März 1945 ihre Artillerie in Stellung gebracht und mit dem Beschuss des westlichen Oderufers begonnen. Davon war auch Pölitz betroffen, das schließlich am 26. April eingenommen wurde. Bis zum 25. September 1946 verblieb die sogenannte Pölitzer Enklave als Teil der für Mecklenburg und Vorpommern in Schwerin angesiedelten sowjetischen Militäradministration unter der Verwaltung des deutschen Landrats Erich Spiegel. Dazu zählten neben Pölitz selbst Odermünde, Messenthin, Jasenitz, Damuster, Königsfelde, Hammer, Wilhelmsdorf und Ziegenort. War das Areal rund um die Hydrierwerke während des Krieges Standort mehrerer Lager für ausländische Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene sowie bei Messenthin seit Herbst 1944 das Außenlager Pölitz des KZ Stutthof errichtet worden, so wurden die Hydrierwerke seit dem späten Frühjahr 1945 von der sowjetischen Militärverwaltung mit einem großen Lager für deutsche Kriegsgefangene belegt, die den Betrieb und die anschließende Demontage zu gewährleisten hatten. Das Ende der Pölitzer Enklave wurde mit der Übernahme des Postverkehrs durch die polnischen Behörden am 24. September 1946 besiegelt. Einen Tag später übernahmen sie das Fabrikgelände der Hydrierwerke, nachdem sie bereit am 7. September Messenthin und am 19. September Pölitz und Jasenitz dem nunmehr polnisch kontrollierten Festlandssockel westlich der Oder angegliedert hatten und auch hier die Vertreibung der einheimischen Bevölkerung vollzogen wurde.

Für Kurt *Bergundes* Familie endete die letzte Phase ihres Aufenthaltes in Pölitz bereits im März 1946. Zielpunkt wurde für sie Bremen.

Nach dem Studium der Geographie und der Germanistik an der Philipps-Universität Marburg und der Freien Universität Berlin erfolgte 1979 seine Ernennung zum Professor an der Hochschule für Nautik in Bremen mit den Arbeitsgebieten Schiffssoziologie, Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie sowie Klimatologie für Nautiker. Zehn Jahre später begann sich Bergunde im Historischen Arbeitskreis Stettin zu engagieren, wobei sein Augenmerk vorrangig den Vororten und den Erholungsgebieten sowie den mit ihnen verbundenen Wandervereinen am Rande dieser Großstadt galt, z. B. Zedlitzfelde, Hohenleese, Neuendorf, der Buchheide oder dem Messenthiner Waldverein. Er gehörte dabei zu den ersten, die den Kontakt mit polnischen Wissenschaftlern in Stettin, z. B. Bogdan Frankiewicz (1923–2003) im Staatsarchiv, sowie zu den dortigen heutigen Bürgermeistern, z. B. Władisław Diakun in Pölitz, suchten, um erfolgreich gemeinsame Vorhaben bei der Quellenrecherche und der Übersetzung von Publikationen zu initiieren, letztlich Vertrauen aufzubauen und Verständnis für die jeweils andere Seite zu generieren.

Im Mai 2000 war solcherart eine erste Fassung der Gesamtschülerlisten aus der Chronik der Pölitzer Bugenhagenschule publiziert worden. Seither konnten weitere Materialien aus der Feder des Gründungsdirektors der Aufbauschaule,

Emil Hommer, sowie seines Nachfolgers Erich Winguth erschlossen werden, der übrigens auch für die Historische Kommission für Pommern bzw. der Landeskundlichen Forschungsstelle, wie sie zeitweise in den 1930/40er Jahre hieß, tätig war. Dabei wurde auch bewusst ein Blick zurück auf die Vorläufer dieser Aufbauschaule in Gestalt des 1862 eröffneten Lehrerseminars und der 1871 begründeten Präparandenanstalt geworfen. Bedenkt man, dass in einer Kleinstadt wie Pölitz seit dem 19. Jahrhundert darüber hinaus noch neben der Volksschule mit gehobenen Klassen eine gewerbliche Fortbildungsschule, eine Schifferschule und eine Landwirtschaftsschule bestanden, so wird deutlich, welche Bildungsoffensive der preußische Staat seinen Bürgern seit der Reformzeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts angedeihen ließ. Der bemerkenswerte Gebäudekomplex der Bugenhagenschule wurde während des Krieges weitgehend bei Bombenangriffen zerstört. Das Schicksal der letzten Schüler- und Lehrergeneration zeichnet Kurt *Bergunde* in *Zeitzeugenberichten* seiner Schulkameraden eindrucksvoll nach. Die dritte Auflage seiner für die pommersche Schulgeschichte wichtigen Dokumentation ist parallel in gekürzter Fassung auch auf Polnisch erschienen.

Haik Thomas Porada, Leipzig